



SONJA BERTHOLD

Weibsbilder von nebenan – Diagnose: 100 % Frau

Ein Buch der Netzwerkfrauen-Bayern



Gewidmet Rosi Probst und Tanja Miedl

Dieser Bildband wurde ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen und der Bayerischen Landesstiftung, dem Engagement der LAG-SELBSTHILFE Bayern sowie durch den persönlichen Einsatz von Manfred und Nelly Baumann, Nina Ruge, Dr. Alexandra Beilharz und Thomas Schatzl.

SONJA BERTHOLD

Weibsbilder von nebenan – Diagnose: 100 % Frau

Ein Buch der Netzwerkfrauen-Bayern

Impressum

© 2011 Netzwerkfrauen-Bayern

Alle Rechte vorbehalten, jede Verwertung von
Wort und Bild bedarf der ausdrücklichen
Zustimmung des Herausgebers. Einzelrechte
finden sich im Anhang des Werkes.

Herausgeber:

Netzwerk von und für Frauen und Mädchen mit
Behinderung in Bayern
Netzwerkfrauen-Bayern
c/o LAG SELBSTHILFE Bayern,
Orleansplatz 3,
81667 München
www.netzwerkfrauen-bayern.de

Lektorat:

Dr. phil. Alexandra Beilharz, Heidelberg
www.alexandra-beilharz.de

Satz, Gestaltung, Reproduktion und Herstellung:

Thomas Schatzl imagoMedia, München
www.imagomedia.de

Druck und buchbinderische Verarbeitung:

Kastner & Callwey Medien GmbH, Forstinning
www.kastner-callwey.de

Inhalt

6	Vorwort
8	Ute Kaiser
24	Birgitt Hohenleitner
36	Anke Maria Sander
46	Dinah Radtke
58	Marlene Beilharz
72	Sema Schäffer
88	Rebecca Klein
102	Ina Stein
118	Nina Theresa Gietl
128	Monika Bach
144	Julia Bittermann
154	Renate Geifrig
174	Bildquellen

Vorwort

Da ich selbst seit meiner Kindheit mein Leben im Rollstuhl „erfahre“, lerne ich auf natürliche Weise immer wieder andere Mädchen und Frauen mit Behinderung kennen. Oft wenn wir bei Kaffee, Wein, einem Seminar oder sonst wie zusammen fanden und uns über unser Leben austauschten, dachte ich: „Wow, das sind eigentlich so interessante, spritzige, verrückte und berührende Geschichten, die wären es doch wert, aufgeschrieben zu werden.“

Als ich im Sommer 2008 bei Ute im Netzwerkbüro anrief und sie um Zusammenarbeit in Form eines Praktikums im Netzwerk von und für Frauen und Mädchen mit Behinderung in Bayern bat, ahnte ich noch nicht, dass das der Startschuss für dieses Buch werden sollte. Die Netzwerkfrauen hegten den gleichen Wunsch wie ich und nachdem ich während des Praktikums ein Konzept für das Buch erarbeitet hatte, bekam ich anschließend die einjährige Projektstelle um dieses Buch nun auch zu schreiben. Meine Aufgaben in diesem Jahr waren abwechslungsreich, interessant und machten mir immer wieder viel Spaß.

Nina Ruge vermittelte uns den Kontakt zu dem Wiener Star Fotografen Manfred Baumann und seiner bezaubernden Frau Nelly und so organisierte ich ein dreitägiges Fotoshooting mit allen Protagonistinnen. Über die Sommermonate 2009 traf ich mich mit allen Mädchen und Frauen, um mit ihnen ein Interview aufzunehmen. Nun war es meine Aufgabe, ihre Erzählungen in Geschichten zu formulieren, so dass die Leser/innen ebenso wie ich berührt, interessiert, amüsiert und angeregt werden. Manfred Baumann steuerte Porträtfotografien mit großer Kraft und besonderem Charakter hinzu und in Zusammenarbeit mit der Lektorin Alexandra Beilharz und dem Gestalter Thomas Schatzl ist als Ergebnis dieses Buch entstanden.

Mein persönlicher Wunsch und mein Bestreben ist es, mit diesem Buch den Lesern und Leserinnen zu ermöglichen mit Klischees und Vorurteilen aufzuräumen, sie zu hinterfragen und zu überdenken. Außerdem liegt es mir am Herzen, gewisse Ketten zu sprengen, die uns – wie der Volksmund gerne sagt – an den Rollstuhl fesseln. Denn in einem bin ich mir mit den Netzwerkfrauen, und ich wage zu behaupten, mit allen Mädchen und Frauen mit Behinderung, die auf dieser Welt leben, einig: Wir sind stärker als dieser Volksmund glaubt!

Sonja Berthold

„Träume nicht dein Leben – lebe deine Träume“. Schönes Leitmotiv. Für mich war es in Sturm- und Drang-Zeiten wie eine Leuchtboje auf freier See, die mir durch's Leben navigieren half. Da gibt es andere Frauen, nämlich rund 400.000 allein in Bayern, da sieht die Sache mit dem Navigieren anders aus. Ihr Leitmotiv ist dasselbe. Aber für sie gibt es weder freie See, noch die freie Wahl, die Richtung selbst zu bestimmen. „Lebe deine Träume!“ Für Frauen mit Behinderung heißt das Gocart-Ralley auf der Schotterpiste. Der Traum vom Traumberuf. Der Traum von der Familie. Der Traum vom „ganz normalen“ sozialen Leben. Der ist ganz schnell ausgeträumt, meinen Sie vielleicht? Keineswegs.

Die Frauen, die Sie in diesem Bildband sehen, erleben, verstehen lernen, die lassen sich von keiner Schotterpiste auf dieser Welt entmutigen. Die kämpfen für das Leben ihrer Träume. Und das fängt bei Ihrem Frau-Sein an – mit allem, was dazu gehört: Liebe, Sexualität und Kinderkriegen. Total normal? Natürlich keineswegs. Frauen mit Behinderung sind anders. Manche im Rollstuhl, manche blind, manche ans Bett gefesselt. Und da Frau-Sein? Geht das? Schon die Frage entlarvt ein Vorurteil, das Bände spricht. Frauen mit Behinderung ... das sind doch eher, was soll man sagen ... geschlechtsneutrale Wesen?! Highheels, Mini, Netzstrumpfhosen, Wackelgang und 80-60-80 – das geht doch alles bei denen nicht?! Genau so ist es. Und das zeugt von den Klischees in all unseren Köpfen. Denn so eine richtig echte Frau sitzt in vielen geistigen Hinterstübchen immer noch als Pin-up-Girl herum. Geben Sie's zu!

Dieser Bildband hilft uns, die Hinterstübchen durchzulüften – und sie abzusetzen: Die Brille des Klischees. Wir sehen tolle Frauen. Die im Leben stehen. Die ihre Frau stehen. Im Beruf, in der Familie, als Single, als Ehefrau, in der Partnerschaft. Die ein Leben der Selbstbestimmtheit führen – voll von Leidenschaft, Ideen und Erotik und mit dem Bewusstsein, es geht noch viel, viel mehr. Noch ist der Alltag eine Schotterpiste, die Tag für Tag neue Anstrengung, neue Künste, neue Findigkeit erfordert.

Doch die zwölf Lebensgeschichten zeigen mehr als eindrucksvoll: Diese Frauen tun alles dafür, ihre Träume zu leben. Jetzt liegt es an uns allen – an Gesellschaft, Politik, an jedem Einzelnen – dass sie sein können, was sie sind: 100% Frau.

Nina Ruge





Ute Kaiser

Sängerin und Lehrerin

Ute hatte schon als Kleinkind eine Ader für Musik und sang ab ihrem zwölften Lebensjahr in kirchlichen Gospelchören. Mit fünf begann sie stundenlang Gitarre und Klavier zu üben. Seit sie vierzehn Jahre alt ist, komponiert sie ihre eigenen Lieder: „Ich muss meine Gefühle immer in Lieder umsetzen! Außerdem macht es mir Spaß zu improvisieren.“

Ute, die Sehende und Singende

Am 6. August 1963 kam Ute auf diese Welt. Sie wuchs in Wermelskirchen, einer sehr pietistischen Gegend in Nordrhein Westfalen auf, wo der Himmel oft Tage und Wochen lang grau bleibt. Dort lebte sie mit ihren zwei großen Schwestern, ihrem jüngeren Bruder und ihren Eltern in der oberen Etage eines alten Lagerhauses. Die untere Etage gehörte der Freien Gemeinde, die dort regelmäßig kirchliche Treffen und Gottesdienste veranstaltete. Utes Kinderbettchen stand unter dem Dachfenster und wenn sie sich als Baby und Kleinkind einsam fühlte, fand sie – eingebettet in die religiösen Gesänge, die von

unten durch die Decke drangen, umgeben vom Sternenhimmel und ihrer Märchentapete – Trost, Geborgenheit und Struktur. Ihrem Teddybär, den sie von ihrer Patentante geschenkt bekam, hat sie über all die Jahre sein ganzes Fell abgestreichelt. So sehr mochte sie ihn. Er bekommt heute noch seine Streicheleinheiten, wenn sie alleine ist: „Der quietscht auch noch und irgendwie habe ich Achtung vor ihm. Schwer zu erklären, aber vielleicht, weil er all die Jahre mit mir durchlebt hat.“ Mit vier Jahren konnte sie schon viele der Kirchenlieder, die sie von unten hörte, auswendig.

Sie war glücklich darüber, dass sie nicht in den Kindergarten musste und so am Vormittag, wenn ihre Schwestern in der Schule waren, ein bisschen Zeit mit ihrer Mama alleine verbringen konnte. Utes Vater war Kaufmann. Ihre Mutter war Hausfrau, Mutter von vier Kindern und Gastgeberin, denn durch die freie Gemeinde, waren immer wieder die unterschiedlichsten Menschen zu Besuch. Auch Prof. Dr. Ursula Wiesemann von der Wycliff-Bibelübersetzung, die bei den Kaingang-Indianern in Brasilien arbeitete, war für einige Zeit zu Gast und wurde Utes großes Vorbild. Fasziniert und neugierig lauschend, interessierte sich Ute immer für Menschen, die gebildet waren und sich mit kulturellen und intellektuellen Themen beschäftigten. Und so führte der Kontakt mit Ursula Wiesemann dazu, dass es die größte Sehnsucht der kleinen Ute wurde, Missionarin zu werden!

In der Gegend, in der Ute aufwuchs, waren die Menschen in „katholisch“ und „evangelisch“ klassifiziert. Man sah keine Mauer, aber dennoch waren die Unterschiede für Ute spürbar und seltsam. Die einen fuhren zum Einkaufen nach rechts, die anderen nach links. Obwohl Ute nach Höherem strebte und sich nach Bildung sehnte, ging sie erstmal wie ihre Schwestern auf die Hauptschule. Nachdem sie dort aber immer öfter die Langeweile überkam, begann sie heimlich unter dem Tisch zu lesen und entschied sich später für die mittlere Reife und Abitur: „Ich habe schon in der Hauptschule immer heimlich nach den Abiturienten geschielt und bin extra mit dem öffentlichen Bus gefahren, um zu lauschen ob ich



etwas Interessantes erfahren kann.“ Ute wollte ja schließlich mindestens genauso klug wie Ursel Wiesemann werden! „In meinem Jugendzimmer hatte ich das Gebet *Mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens* von Franz von Assisi und Martin Luther Kings *Traum* aufgehängt. Bilder von dunkelhäutigen Kindern, Landschaften, Walen, nackten Füßen, Fallschirmspringern und Flugzeugen schmückten meine Wände.“

Ute liebte es, stundenlang durch die Wälder zu streifen: „Ich ging immer gerne Querwege, sprang über Flüsse und lief bis ganz oben auf die Lichtung. Dort saß ich dann, vertiefte mich in den Anblick des Himmels oder eines Gewässers und wenn es ganz still war, kamen die Tiere zu mir. Manchmal begleitete mich meine Mutter. Dann erzählte

ich ihr alles, was in meinem Kopf so vor sich ging. Eine Zeit lang war ich felsenfest davon überzeugt, dass ich später einmal den Fußballspieler Rainer Bonhof heiraten würde“.

Seit ihrem dreizehnten Lebensjahr fuhr Ute auf viele internationale Freizeiten der Freien Gemeinde mit: „Die Kontakte ins Ausland und der Austausch mit den Leuten, das war echt cool!“ Über die Kirche kam sie mit siebzehn auch mal für sechs Wochen als Au-Pair-Mädchen nach Godalming in Südeuropa: „Nach getaner Arbeit, saßen wir da, redeten, tranken vor dem Essen Sherry, waren gesellig und gebildet, und das war einfach superschön!“ Aber auch abgesehen von diesen Freizeiten packte Ute gerne ihren Rucksack, um auf Interrailtouren zu gehen. Ihre Ziele waren Schweden, Dänemark, Norwegen, und Frankreich und einige Jahre später ist sie mit zwei Freunden durch Griechenland, Jugoslawien, Marokko und Wien gereist.

Wie gesagt hatte Ute schon als Kleinkind eine Ader für Musik und sang ab ihrem zwölften Lebensjahr in kirchlichen Gospelchören. Mit fünf begann sie stundenlang Gitarre und Klavier zu üben. Seit sie vierzehn Jahre alt ist, komponiert sie ihre eigenen Lieder: „Ich muss meine Gefühle immer in Lieder umsetzen! Außerdem machte es mir Spaß zu improvisieren. So wie es auf dem Blatt stand, war es mir zu langweilig und so änderte ich auch fertige Stücke nach meiner Fassung um.“ Ute hatte immer ihren eigenen Kopf – kreativ und querdenkend mit vielen dunklen Locken, die sich nicht so leicht bändigen ließen.

Das Landrat-Lukas-Gymnasium in Leverkusen-Opladen, das Ute inzwischen besuchte, wollte seine Schüler zu mündigen Bürgern erziehen: „Unsere Lehrer forderten uns auf, alles zu hinterfragen und sagten uns immer wieder: Doof ist nur, wer nicht fragt!“ Hier hatte ich als Leistungsfächer Englisch und Französisch und um die Sprache nicht zu verlernen, ging ich nach dem Abi für ein Jahr nach Frankreich. Dort arbeitete ich wieder als Au-Pair-Mädchen. Meine Au-Pair-Kinder habe ich sehr geliebt, die durften bei mir laut und fröhlich sein! Freunde habe ich in diesem Jahr natürlich auch dazu gewonnen.





Da war Sandrine, die ich am Ende für ein halbes Jahr mit nach Deutschland nahm, Claude, der als Bauer Entwicklungsarbeit in Djibouti leistete, mein erster Freund wurde und mich daraufhin gleich heiraten wollte, Andrea, die ebenfalls als Au-Pair-Mädchen dort war und anschließend Pierrot heiratete

Da war Sandrine, die ich am Ende für ein halbes Jahr mit nach Deutschland nahm, Claude, der als Bauer Entwicklungsarbeit in Djibouti leistete, mein erster Freund wurde und mich daraufhin gleich heiraten wollte, Andrea, die ebenfalls als Au-Pair-Mädchen dort war und anschließend Pierrot heiratete, Jacques, ein Grundschullehrer, der in einem kleinen Chateau wohnte, und der romantische Laurent, der überall Blumen pflückte. Ihm und seiner Braut habe ich zur Hochzeit ein französisches Lied vorgetragen.

Nun, ich habe Claude nicht geheiratet und bis dato auch nicht Rainer Bonhof. Stattdessen ging ich zurück nach Deutschland und besuchte für ein Jahr die Höhere Handelsschule für Fremdsprachen in Köln. Danach ließ ich mich meinem Vater zuliebe auf eine kaufmännische Ausbildung im Textilaußenhandel ein. „Oh Gott“, dachte ich, „ich bin doch nicht so ein Modepüppchen! Hier passe ich ja überhaupt nicht rein.“ Vor allem, als die brasilianischen Schönheiten anreis-

ten, mit denen wir Geschäfte machten, fühlte ich mich vollkommen deplatziert. Trotzdem habe ich das zwei Jahre durchgezogen und sogar ein paar positive Erinnerungen mitgenommen. Komplizierte Verschiffungspapiere fertig zu stellen, war zum Beispiel eine meiner Lieblingsaufgaben. Außerdem hatte ich eine sehr nette Vorgesetzte. Sie nahm mich immer zu Verkaufsgesprächen mit, nur weil sie es genoss, während der Autofahrt mit mir zu reden. Und auf einer Messe in Leipzig zu DDR-Zeiten, war für meine kulturellen Interessen auch einiges geboten! Auf Wunsch einer brasilianischen Kundin durfte ich mich als Stadtführerin beweisen und wir erkundeten gemeinsam Leipzig. Wir landeten in der Thomaskirche, lauschten der göttlichen Stille und den wunderbaren Orgelklängen von Bach. Diese Musik verzauberte uns so sehr, dass die Welt um uns verschwand. Ein tief berührender Augenblick, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Zwei Jahre später öffnete sich dann die Mauer.

Während der Messezeit waren wir privat untergebracht und die abendlichen Gespräche mit meiner Gastgeberfamilie haben mich enorm beeindruckt! Diese Leute waren so mutig, reflektiert, kritisch und unbestechlich in ihrem Standpunkt und entfernten sich trotz aller Gefahren, denen sie sich dadurch aussetzten, nicht von ihren menschlichen Werten. Das fand ich einfach großartig! Ich schloss meine Ausbildung zwar erfolgreich ab, konnte mir aber keineswegs vorstellen, in dieser Branche alt zu werden. So begann ich, Evangelische Religion und Deutsch auf Lehramt zu studieren.

Eines Tages saß ich mit der Mutter meines damaligen Freundes Karsten in der Küche, als sein Kumpel Paule (Name geändert) in die Hofeinfahrt fuhr. Sofort überkam mich

ein Gefühl von Seelenverwandtschaft. Kurze Zeit später trennte sich Karsten von mir. Eine Weile war ich sehr traurig darüber, aber eines Tages riss der Himmel auf, die Sonne schien mir ins Gesicht und ich fand langsam meinen Trost. Dann traf ich Paule auf einer Geburtstagsparty wieder und an diesem Abend hat es zwischen uns gefunkt. Er war Atheist, was meiner damaligen Frömmigkeit einiges zu denken gab, aber nach einer gemeinsamen Nacht in Düsseldorfs Kneipen war ich überzeugt, dass er echt in Ordnung ist. Etwas später bei einer gemeinsamen Interrailtour sind wir dann endlich ein richtiges Paar geworden und noch etwas später haben wir geheiratet.

Ich war 26, als ich mit Paule auf Interrailtour in Griechenland war und erinnere mich an folgende Zeilen eines Gedichtes von Max Goldt, die er für mich am Strand zitierte: *„Schneid mich aus dem Leib der Erde – Schneid mich aus und wirf mich weit – Wirf, auf dass ich ewig falle – Fallende, so heißt es doch, haben alle Zeit auf Erden – Und hören die herrlichste Musik.“* Kurz darauf, kam mir das Buch Johannes in die Hände. Dieses Buch inspirierte mich dazu, bei meinen Spaziergängen durch den Wald jeden Moment und jede meiner Bewegungen ganz bewusst wahrzunehmen. Manchmal bin ich ganz langsam gelaufen, um nur Gehen zu fühlen. Ganz intensiv habe ich jeden Schritt wahrgenommen, als hätte ich gewusst, dass ich es bald nicht mehr kann und es noch voll und ganz auskosten wollte. Na ja, jedenfalls kann ich sagen, wenn ich heute aus irgendeinem Grund wieder laufen könnte, wüsste ich noch ganz genau, wie es geht.





DB		Erster Beförderungstag		Zweiter Beförderungstag	
02.08.82		05.08.82			
Klasse 2		EINFACHE FAHR			
KOELEN					
nach PUTTGARDEN (HS)					
Datum	Abfahrts-/Abflugs- bzw. Ankunftszeit				
2.8.82	Höln				
	Kopenhagen				
	Helsingør				
	Helsingborg				
	Stockholm				
	Kopenhagen				

insames
chis in
harn
auptbahnhof



Paule, seine Schwester, meine beiden Nichten, mein Schwager und ich waren auf dem Weg zum Bodensee. Wir wollten dort ein paar schöne Urlaubstage verbringen, aber ein schwerer Autounfall unterbrach unseren Plan. Ich glaube, ich war schon weg. Ich lag bei Frau Holle auf der Wiese. Alles war ganz still, nur blauer Himmel und Vogelgezwitscher. Vor diesem Unfall plagten mich gelegentlich Gewissensbisse, weil ich mir einen Atheisten zum Partner gewählt hatte, ich inzwischen auch noch Philosophie studierte und nicht mehr so fundamentalistisch den Glauben der Freien Gemeinde verfolgte. In dieser Zeit fühlte ich mich manchmal wie eine Abtrünnige und fürchtete mich vor meinen Gedanken, die die Gemeinde für gottlos hielt. Aber, jetzt als ich hier lag, war mir klar: „Gott wird mich niemals in die Hölle schicken! Alles Quatsch! Ich darf denken und fühlen, was immer ich will und er wird mich nie dafür verurteilen.“ Wenn es eine Hölle gibt, dann findet sie lediglich in den eigenen Köpfen und Herzen der Menschen statt.

Dann hörte ich Paule rufen: „Uet, mein Uet, Du kannst doch jetzt noch nicht gehen!“ Nun hatte mich die Zeit wieder. Wie durch einen Tunnel kam ich zurück und sah mich von oben im Dreck auf der Straße liegen. Es regnete, ich spürte meine Beine nicht mehr. Ich wusste sofort, dass ich querschnittgelähmt bin. Ich wusste aber auch, dass wir alle überleben werden.

So hippelig wie ich bin, saß ich drei Tage nach dem Unfall schon im Rolli. Frisch operiert, musste ich sechs Wochen ein Korsett tragen, aber das war okay. Hauptsache so

DO FR SA SO Rückreise: MO DI MI DO FR SA SO

2 Target
nodes SE

1982



0 FR SA SO		Rückreise: MO DI MI DO FR SA SO				
Uhrzeit	X	Zug-/ Fug-Nr.	Bemerkungen			
5:23:43						
↓		D 2130				
5:24						

Angaben nach bestem Wissen, jedoch ohne Gewähr

chst nach Klausur, Bernd, Wo zusammenzut
ziel: Parre

7 Tage England

Fahrt: 1. August - 15. - Schweden
1/15. " 25-26. - England
5.26 - 29.30 - Deutschland
31. - 31.1.8. - Frankreich

a) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

b) Archen. wöln 50%

c) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

d) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

e) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

f) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

g) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

h) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

i) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

j) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

k) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

l) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

m) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

n) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

o) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

p) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

q) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

r) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

s) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

t) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

u) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

v) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

w) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

x) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

y) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

z) Harvis. Hoeg von Holland 5
Archen. wöln 50%

anschließende Fahrt nach
Frankreich zur
Familie Bourgeois, wo ich
ein Jahr als Au-Pair-Mädchen
verbrachte

Φ 80 0026045

**INTER
RAIL** 2. KI

BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Gültig 1 Monat

02	08	82
Tag	Monat	Jahr

01	09	82
Tag	Monat	Jahr

Herr
Frau
Fräulein

UTE KAISER

Vor- und Zuname in Blockschrift

Geburtsdatum: 06.08.1983

Unterschrift des Inhabers

Ulk Uweiser
(Vor- und Zuname)

440,- DM



schnell wie möglich selbständig werden. Die Sozialbetreuerin, die Ergo- und Physiotherapeuten, das waren klasse Leute. Aber grauenhaft fand ich, die morgendliche Hektik und Bevormundungsversuche gewisser Krankenschwestern zu ertragen! Jeden Tag bin ich deshalb um 5 Uhr morgens in die Bäderabteilung geflüchtet, nur um davor meine Ruhe zu haben. Abgesehen davon bin ich ohne Kaffee ein Morgenmuffel. Lautes energisches Schuhgetrappel und blöde Sprüche nerven mich um diese Zeit unheimlich! Eine nette, aber unerfahrene Psychologin hätte sich gerne meiner angenommen,

aber ich hatte kein Interesse so kurz nach dem Unfall, mein Trauma, das ich mitnichten als ein solches empfand, zu bearbeiten. Und schon gar nicht mit ihr! Für mich war es in dieser Zeit die beste Psychotherapie, wenn mir der Sporttrainer zeigte, wie ich ab jetzt alleine Rolltreppe fahren könnte. Gefühle von Abhängigkeit und Hilflosigkeit waren für mich traumatischer als der Unfall. Ich wollte ganz praktisch mit meiner Querschnittlähmung umgehen.

Ein halbes Jahr später durfte ich bei meinen Schwiegereltern einziehen. Sie haben extra

die Kellerwohnung für mich umgebaut. Bis zum Unfall hatte ich in der oberen Wohnung meines Elternhauses gewohnt, aber mit dem Rollstuhl war das nicht mehr möglich. Paules Mutter mochte ich sehr. Wir haben viel geredet, sind gemeinsam durch Gartenmärkte gestreift und haben anschließend den Garten wunderschön hergerichtet. Sie hatte so viel Liebe und Wärme in sich und hat für mich und Paules Schwester, die durch den Unfall ebenfalls querschnittgelähmt war, gekocht, geputzt und Wäsche gewaschen. Vor dem Unfall hatte ich, was enge Beziehungen angeht, ein eher ausweichendes Verhalten. Nun musste, konnte und durfte ich viel über Nähe und Geborgenheit lernen! Um trotzdem autonom zu sein, bekam ich einen Golf in dunkelblau-metallic, auf den ich mir goldene Sterne sprühen ließ. So wurde er mein Sterntalgolf. Ein Jahr durfte ich diese Nestwärme genießen. Danach zog ich mit Paule in unsere erste gemeinsame Wohnung.

Die Kämpfe mit der Unfallversicherung haben mich extrem belastet! Diese hat sich im ersten Jahr geweigert, einen Pfennig zu bezahlen mit der Begründung: Ich könne ja noch sterben. Es war ein langes Hin und Her. Wenn Frau mal nicht mehr sexy mit dem Popo wackeln kann, gibt es mehr Geld durch verminderte Heiratschancen. Das kratzt erstmal ganz schön an der Würde. Aber heute würde ich sagen, es ist absolut berechtigt. Nur müsste es noch viel mehr sein, denn es ist, verdammt noch mal, echt so, dass es viel zu wenige Männer gibt, die sich auf eine Ehe mit einer Frau mit Behinderung einlassen. Es war schrecklich, wie eine Sache verhandelt zu werden, wo

ich doch ein Mensch bin. Aus diesem Grund entschied ich mich später für eine Abfindung. Ich hatte es satt, die ganze Zeit darauf achten zu müssen, möglichst klein, erfolglos und behindert rüber zu kommen, um entsprechend entschädigt zu werden. So eine Situation ist psychisch untragbar und mehr traumatisierend als der ganze Unfall.

Dann lernten Paule und ich Christian Joachimi, einen Juristen und fantastischen Menschen kennen. Er war damals Vorsitzender der Fördergemeinschaft der Querschnittgelähmten in Deutschland und hat uns in vielen Bereichen weiter geholfen. Irgendwann landete ich mit meinem Schwager bei Ilona Christen, die eine gute Talkmasterin war! Wir waren dort als Interviewpartner für eine Sendung zum Thema „Unfallopfer und Unfalltäter“ eingeladen. Ich fand die Sendung sachlich und gut gelungen und es wurden nützliche Adressen für Betroffene eingeblendet.

So wurde ein Pfarrer auf mich aufmerksam und lud mich gemeinsam mit Paule in seine Fernsehsendung ein. Thema: „Behinderung und Sexualität“. Mit uns war noch ein anderes Paar dort. Ich kann nur sagen, wir fühlten uns vorgeführt wie die Affen und total respektlos behandelt. Als wären wir sexuell funktionslose und nicht fühlende Wesen. Dieser Typ hat doch glatt seine Hand auf mein Bein gelegt und gefragt, ob ich das spüre. Ich hätte ihm daraufhin am liebsten eine geknallt, um ihn zu fragen, ob er das spürt, konnte meine Wut aber gerade noch im Zaum halten. Der Rest des Wochenendes am Drehort München war schön. Ich



entdeckte, dass München viel rollstuhlge-
rechter als Köln ist, und wenn ich dem Mo-
derator tatsächlich eine gescheuert hätte,
wäre ich wirklich entspannt nach Hause ge-
fahren. Wenigstens habe ich anschließend
meinem Unmut noch Luft gemacht, indem
ich ihn anrief und klarstellte, dass er es un-
terlassen sollte, gewisse Abschnitte dieser
Sendung zu veröffentlichen, wenn er keine

Anzeige am Hals haben möchte. Es gab
nämlich noch mehrere Dinge, die mich
an seinem Verhalten enorm verärgert ha-
ben und die ich einfach nicht okay fand!

Nun begann ich für die Fördergemeinschaft
der Querschnittgelähmten ehrenamtlich
zu arbeiten. Ich bin in der Zeit nach dem Un-
fall mit Paule sehr oft verreist und habe
viele Länder und Hotels auf Barrierefreiheit
geprüft. So bereisten wir die Türkei, Chile,
Kanada, Schweden, Holland, Finnland, New
York, Seattle, New Jersey, Oregon, Spanien
und Portugal und kamen mit vielen Fotos
in der Tasche zurück. Interessenten konnten
mich dann anrufen und ich suchte etwas
für ihre Bedürfnisse Geeignetes raus. Ich
habe auch für Leute, die nur liegend reisen
konnten, mit Fluggesellschaften telefoniert
und Vermittlungsarbeiten übernommen.

Am 30.09.1995 feierten Paule und ich unser
Hochzeitsfest! Wir liebten es zum Trotz der
verminderten Heiratschancen so richtig
krachen! Drei Tage mieteten wir ein ganzes
Freizeithaus am Dümmersee zwischen
Münster und Bremen. Mein gesamter Jazz-
chor und sehr viele Freunde und Verwandte
waren da. Es gab ein Kickerturnier, einen
Malwettbewerb, Kürbisschnitzen mit Prämie-
rung für den schönsten und jeder hatte
Spaß und Spielvergnügen. Ich hatte mir ein
wunderschönes rotes, Kleid anfertigen las-
sen, das wegen meiner sitzenden Haltung
unterhalb der Hüfte ausgeschnitten war. Als
mein Mann es nach der Feier in die Reini-
gung brachte, erntete er allerdings ziemlich
entsetzte Blicke von den Damen. Wer weiß,
was die dachten bis er erklärte: „Äh, also

meine Frau ist Rollstuhlfahrerin.“ Ingrid Steeger würde sagen: „Klimbim ist unser Leben und ist es mal nicht wahr, dann mach ich mir nen Schlitz ins Kleid und find es wunderbar!“

Kurz nach der Hochzeit war ich mit unserem Sohn Nikolaj Elias schwanger. Er war ein absolutes Wunschkind. Meine Schwangerschaft verlief ruhig und ganz entspannt so wie Nikolaj selbst ist. Anfangs hatte ich etwas Angst, wie es so mit der Querschnittlähmung gehen wird, aber ich begann zu recherchieren, sammelte ganz viel Material aus dem Internet zum Thema „Schwangerschaft bei Frauen mit Querschnittlähmung“ und nahm Kontakte zu anderen Frauen auf, die mit ihrer Behinderung schon entbunden hatten. Das war super und so habe ich gleich eine Arbeitsgemeinschaft für Eltern mit Behinderung ins Leben gerufen und das gesammelte Material weitergegeben. (Infos hierzu unter www.bifos.org und www.muetterbuero-nrw.de)

Schnell fand ich heraus, was Nikolaj mochte und was nicht. Ich war während der Schwangerschaft in einem Trommelkurs. Den mochte er gern, aber im Jazzchor hat er mich immer getreten. Als er auf der Welt war, habe ich das gleich nochmal getestet und ihm den Samba-Medley vorgesungen. Sofort fing er an zu schreien. Naja, über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten. Zwei Jahre später sind wir nach Leverkusen umgezogen und wieder zwei Jahre später ist unsere Ehe zerbrochen, wie so viele andere auch. Paule zog aus beruflichen Gründen nach München und ich behielt Nikolaj erstmal bei mir. Na-

türlich war diese Zeit krisenhaft und traurig für mich. Ich bin in tiefe Depressionen gestürzt und mein gesamtes soziales Umfeld brach in einem Rutsch zusammen, das war die absolut schlimmste Krise meines Lebens und die folgenden Jahre als alleinerziehende Frau waren entsetzlich einsam und seelisch schwer zu verkraften. Ich hörte damals das Lied von Rosenstolz *Alles wird besser, warum*





Fade Away

You will always be my sweet love's illusion
You will always be my hero of dreams
Nights of wonder and a whistle in the air
Summers perfume, a blow of wind in my hair.
And while we're loving time's gone bye
Love's shading and we're asking why

Could we ever see that a love can be
More than a sentimental glue
Could we ever learn to keep the fire burn
And hold the warmth inside.
Could you be more to me than a memory
Of a feeling, that has fade away- fade away.

Years's gone by but desire search blindly
in empty rooms with no claim to find here
I miss your lovin' miss your tender smile
Oh, I wish to have you as a friend for a while.
And while we're talking, my words try to hide
Oh, I'm wonderin' to say goodbye tonight

Times's passing, my soul's getting' old
Passion has left, the volcano is cold
My soul's getting old
Silent pain and a hope broke apart
Ideals decay leave a nothin' in the heart
And while we're living changes's gone bye
Lifes's fading and we don't know why

It's just a game we're in without anything
We can keep inside our souls,
No, we can never win and loose the thin and
fragile core of love
On our way- fade away- fade away
No, we can never win and loose the thin and
fragile core of love
On the way – fade away – fade away

Free

I have no idea what i do to your heart
I don`t know, – uh you´re smart
But I know just how I feel for it
And I know just what it means

I feel free – I feel free
Like a bird that learns to fly
Like a child that learned not to die
Like a child that finally learned to cry

I guess my soul just touched your heart
I guess my tears broke you apart
But you just stayed there carrying me through
Like a man who´s deeply in love

And so I am free – I am free
Like a bird that learns to fly
Like a child that learned not to die
Like a child that finally learned to fight

One day – I guess you´ll leave my way
But I don´t know but I know I´ll ever stay here
Maybe that will be all enough
For to know – we´ll never walk alone

We are free – We are free
Like the birds that learned to fly
Like the children who´re never born to die
Like a woman, that finally learned to cry

To believe – to believe
that she´s worth just to be loved
that she will always have enough
She will be always worth enough
Oh let me say thank you – I wanna say thank you

U. Kaiser



wird's nie wieder gut. Bis heute gehe ich in eine Therapie, um diese Wunden irgendwie zu heilen, die Querschnittlähmung war ein Klacks dagegen. Ich bin, glaube ich, eine starke Frau, aber die Liebe, naja – das ist halt meine Achillesferse – Dennoch bekam ich wie so oft in meinem Leben Trost durch neue wertvolle Menschen und mir öffneten sich neue Türen.

Durch diese Türen kam ich zu meiner Karriere als Sängerin. Neue Kontakte erfüllten mein Leben und ich erhielt mehrere Möglichkeiten, Studioaufnahmen zu machen und gewann bei einem Wettbewerb für Covermusik, der vom Deutschen Rock- und Popmusikerverband veranstaltet wurde mit dem Titel *You´ve got a friend* von Carol King den 2. Preis. Dann lernte ich den Musiker Guido Jörris kennen und das war ein wunderbares Geschenk für mich. Er wollte Aufnahmen mit unserem Jazzchor machen und als er mich zum erstenmal singen hörte, schaute er mich an und meinte: „Da kriege ich Gänsehaut.“ Yes, ich hatte ihn beeindruckt und so ein Lob spornt natürlich an. Es machte mir außerordentlich Spaß, mit ihm zu arbeiten. Ich war wie Wachs in seinen Händen und setzte jede seiner Anweisungen wie eine Liebende sofort um. Er war der Meinung, ich solle doch als professionelle Musikerin arbeiten und fragte mich: „Hast du nicht etwas Eigenes?“ „Ja, also eigentlich schreibe ich schon lange eigene Lieder, aber bisher dachte ich nicht, dass es jemanden interessiert.“ Guido arbeitete meinen Song *Peace* professionell um und arrangierte mir ein super Playback dafür. Damit nahm ich beim Wettbewerb für Eigenkomposition des

Rock- und Popmusikerverbandes teil und auch hierfür winkte mir der 2. Preis. Nun fing auch ich an, an mein Talent zu glauben. Da Guido geschäftlich inzwischen voll ausgebucht war, machte ich die folgenden Aufnahmen mit Dirk Benner, der mein Herzensarrangeur wurde. Ich nahm noch an weiteren Wettbewerben teil und blieb immer noch unter den ersten fünf. Nun wurde ich bereits für Konzerte engagiert und hatte meine eigenen, auserwählten Musiker. In dieser Zeit habe ich aus vollem Herzen und sehr intensiv gelebt und geliebt, mit Tiefen und Höhen, in Moll wie in Dur.

2003 zog ich mit Nikolaj von Leverkusen nach Erding. Da er jedes zweite Wochenende bei seinem Vater verbrachte, und nun in die Schule kam, wollte ich die ständigen Flüge von Düsseldorf nach München vermeiden. In Erding fühlten wir beide uns sehr wohl und ich hatte schnell die besten Freundinnen. Klingt vielleicht komisch, aber es gibt in meinem Leben immer wieder Situationen, in denen ich gar nichts anderes tun kann als meiner Intuition zu folgen, auch wenn sie mir manchmal die verrücktesten Wege aufträgt. Dann setzt sich so ein kleiner Floh in mein Ohr und sagt: „Ruf da an, geh dorthin, nimm diesen Weg, und ich denke mir dann, warum nicht, der Floh wird schon wissen warum.“ Und prompt erfahre ich dort etwas oder bekomme etwas, das ich gerade gebrauchen kann. Na ja so oder zumindest so ähnlich verhält es sich oft. Ich habe einen Wunsch oder ein Ziel vor Augen. Wie ich aber da hinkomme, überlasse ich mehr oder weniger dem Universum und meiner Intuition. Nach außen mag das vielleicht

manchmal etwas verrückt wirken, aber da ich auf diese Art meist sehr gute Erfahrungen gemacht habe, wäre es doch schade, immer nur vernünftig und gewöhnlich zu handeln. Oder? Zugegeben, was Rainer Bonhof angeht, da war irgendwie der Wurm drin. Aber ehrlich gestanden, bedauere ich das heute nicht ... Nun ja, so bekam ich jedenfalls in kürzester Zeit unsere Wohnung in

Erding und auf diese Weise landete ich auch einen Nr.1-Hit im Erdinger Radio mit meinem Song *I never wanna see you again*. Ich war damals sogar vor den Söhnen Mannheims und Anastacia. Das war schon der Hammer für mich!

Seit 2007 geht Ute wieder zur Uni, um ihr Lehramtstudium zu vollenden. Neben ihrem Studium arbeitet sie jeden Nachmittag in der Hausaufgabenbetreuung am Erdinger Gymnasium. Dort würde sie auch gerne ihre Referendarzeit verbringen, aber leider ist die Schule noch nicht rollstuhlgerecht. Aus Leidenschaft und Interesse besucht sie, so oft es geht, Vorlesungen oder Seminare in Psychologie bei ihrem Lieblingsdozenten und Lieblingsmenschen, mal abgesehen von ihrem Sohn. Im April 2009 schloss sie erfolgreich ihre Heilpraktikerprüfung in Psychotherapie ab und schließt gerade zwei Weiterbildungen in Körper- und Traumatherapie an. „Ich bin ein Psychomaniac“, sagt sie lächelnd. „Mein Studium, die Arbeit mit den Kindern, die Psychotherapie und meine Musik, das ist einfach mein Leben! What’s missing, is love.“ Inzwischen hat sie sich eine kleine Therapieecke in ihrer Wohnung eingerichtet. „Mein Ziel ist es, alles was ich lernen durfte, weiterzugeben. Ich muss aus allem immer etwas machen oder etwas Neues erschaffen. Das liegt wohl in meiner Künstlernatur. Zwischendurch muss ich Klavierspielen oder Schreiben. Ich muss spinnen dürfen und kreativ sein. Dann geht es mir gut!“

Nikolaj hat mit dreizehn Jahren beschlossen, zu seinem Vater zu ziehen und verbringt nun jedes zweite Wochenende bei Ute. Somit hat sie Zeit, ihre nächsten Ziele umzusetzen. Diese sind, die Zwischenprüfung in Theologie im Winter 2009 abzulegen, das Examen in Pädagogik und ihr Staatsexamen, um anschließend ins Referendariat zu gehen und wenn möglich einen Doktor in Psychologie zu machen. Ein Umzug steht auch an, denn Ute hat keine Lust mehr, alleine zu wohnen. Natürlich wäre es auch schön, in ein paar Clubs in München aufzutreten. Wer sie mal gehört hat, weiß, dass es schade wäre, wenn diese Stimme verstummen würde. All diese Ziele will Ute zügig durchziehen. Als sie in New York mal den Broadway mit ihrem Rolli entlang gesaust ist, hat ihr ein dicker schwarzer Polizist zugelächelt und gesagt: „I should give you a ticket for speed.“ Aber was soll man machen? Diese Frau hat eben einfach Power!



Birgitt Hohenleitner



Sprecherin der Netzwerkfrauen Bayern

Birgitt vertritt die Interessen des Frauennetzwerkes in unterschiedlichen Gremien. Im Behindertenbeirat der Stadt München ist sie stellvertretende Leiterin des Arbeitskreis Frauen und als stellvertretende Patientensprecherin für München ist sie im Patientennetzwerk aktiv. 2010 schloss Birgitt ihre Ausbildung zur Beraterin zum Persönlichen Budget ab.

Raue Schale, weicher Kern

Birgitt wurde am 27.10.1959 in einem kleinen Entbindungsheim in Oberammergau geboren. Im Laufe von neun Jahren folgten drei Schwestern und zwei Brüder. Somit war im Hause Hohenleitner immer einiges los.

Birgitt erzählt: Mein erstes Lebensjahr verbrachte ich in Ettal. Wir lebten dort im Haus meiner Großeltern väterlicherseits und

zogen danach für vier Jahre nach Karlsruhe, weil mein Vater, der bisher als Spengler arbeitete, dort ein Studium zum Ingenieur absolvierte. Mutter hatte nach dem Abitur die Dolmetscherschule besucht, aber mit sechs Kindern konnte sie diesen Beruf nie ausüben. Nach Vaters Studienabschluss zogen wir nach Landshut. Ich war als Kind frech wie ein Walross, trug Lederhosen und



konnte mit Puppen nicht viel anfangen. Was mich begeisterte, waren Feuerwehrautos, Maschinen und Werkzeuge. Mit vier Jahren schnitzte ich bereits mit dem Messer in die Baumrinden und mit zehn konnte ich mit einer Axt umgehen. Als Mutter mir mal ein Schulkleid kaufte, waren nach zwei Tagen sämtliche Knöpfe abgerissen. Im Kindergarten fühlte ich mich gar nicht wohl. Da war

mir alles zu streng und da ich so ein Energiebündel war, habe ich öfter eine gefangen als mir lieb war. Kurz gesagt, ich war ein echter Wildfang, entsprach keineswegs der Etikette meiner Mutter und Vater sagte immer: „Du hättest lieber a Bua werdn solln!“

Meine ersten zwei Schuljahre verbrachte ich in einem Tagesheim in Selgenthal in einer Mädchenklasse. Dort habe ich mich ganz wohl gefühlt und die Struktur tat mir gut. Danach wechselte ich in eine Schule aufs Land, in eine gemischte Klasse und hatte so auch Jungs um mich, mit denen ich Fußball spielen konnte. Mein technisches Verständnis und meine Hilfsbereitschaft brachten mir immer schnell Freunde. Wenn es darum ging, jemandem die Fahrradkette zu wechseln oder irgendetwas zu reparieren, konnte ich einfach punkten. Vaters Erziehungsmotto lautete: „Zuschauen, hinhängen, lernen!“ Und das tat ich auch.

Man will es nicht glauben, aber mein Kommunionkleid und mein Kränzchen trug ich trotz meiner jungenhaften Art mit Stolz. Dummerweise lag ich bei der Vorübung krank im Bett. So bekam ich eine Privataudienz. Der zuständige Pater, der mich bereits als Baby getauft hatte, kam extra zu mir nach Hause, um mir alles zu erklären. Die Feier fand in Ettal bei meiner Oma statt. Zu ihr hatte ich ein besonders inniges Verhältnis. Sie führte eine kleine Privatpension und wenn es darum ging, für die Gäste Brötchen zu holen, das Frühstück zuzubereiten, den Ofen einzuheizen oder die Betten zu beziehen, half ich gerne mit. Bei Oma war es



noch richtig urig. Wenn ich bei ihr war und Bauchschmerzen hatte, bekam ich einen im Backofen erwärmten Ziegelstein. Eine Wärmflasche der Steinzeit. Oma war immer ein wohltuender Zufluchtsort für mich, wenn es mir zu Hause mal zu viel wurde. Das Verhältnis zwischen Mutter und mir war nicht immer leicht. Vermutlich hätte sie sich bessere Schulnoten und mehr Engagement im

Haushalt und bei der Kinderbetreuung von mir gewünscht. A anständigs Madl halt! Aber ich zeigte eben mehr Begeisterung, wenn ich am Wochenende mit Papa zum Fußballplatz, ins Eishockeystadion oder zu einer Messe für Sanitäreanlagen und Heizungsmontage durfte. Vater wünschte sich von Anfang an und besonders nach der Geburt von vier Töchtern innigst einen Sohn.

Vielleicht spürte ich diesen Wunsch und wollte ihm insgeheim ein bisschen Erfüllung verleihen. Ich werde auf jeden Fall nie vergessen, wie stolz ich war, als mein Vater nachts aus dem Entbindungsheim nach Hause kam und glücklich verkündete: „Mir ham an Buam“! Ich sprang aus dem Bett, hüpfte vor Freude im ganzen Haus umher, rannte runter ins Ettaler Dorf und rief in meiner Freude der ganzen Welt zu: „Mir ham an Buam!“

Da Mutter mit der Versorgung und Erziehung der Kleinen oft bis in die Nacht beschäftigt war, wäre ihr fast entgangen, dass ich langsam zu einer jungen Frau werde. Ich erinnere mich noch sehr gut an ihren Blick, als ich mit vierzehn Jahren zum ersten Mal mit ihr beim Frisör war und einen Pagenschnitt bekam. In ihren Augen erkannte ich, vielleicht zum ersten Mal, eine mir gebührende Anerkennung. War sie verwundert, war sie stolz, wie schnell ihre Tochter sich entwickelt hatte? Entdeckte sie erstmals meine Schönheit, meine Weiblichkeit? Dieser Augenblick tat mir jedenfalls gut.

Inzwischen war ich vom Wesen her etwas ruhiger geworden, fuhr gerne in die Berge zum Wandern und beteiligte mich am Aufbau der Malteser Jugend in Landshut. Wir unternahmen schöne Ausflüge, verstanden uns innerhalb der Gruppe sehr gut und mein Interesse für den Rettungsdienst entwickelte sich. Nach meinem Abschluss der mittleren Reife, arbeitete ich ein Vierteljahr in einer Schokoladenfabrik, um bei einer Bildungsreise vom Bund der Deutschen Katholischen Jugend mitfahren zu können. Während die-



ser Reise lernte ich meinen ersten Freund Lothar auf der Fähre von Italien nach Griechenland kennen. Bei Pizza und Rotwein kam ich mit ihm und seinem besten Kumpel Hans ins Gespräch. Einige Tage später, Ausflugsziel, das Orakel von Delphi, stiegen wir in trauter Zweisamkeit auf einen Hügel, abseits der Gruppe und ließen uns dort für ein Weilchen nieder. Als er mich fragte; „Willst du mit mir gehen?“, machte sich natürlich ein aufregendes Kitzeln in meinem Bauch breit, und ich sagte ja. Dennoch war für mich klar, dass ich das ganze langsam angehen wollte. Ich war sechzehn und er zweiundzwanzig. Mehr als Küssen und Händchen halten war für mich damals nicht drin. Meine brave und konservative Erziehung ließ zudem auch nur den einen Gedanken zu, ihn irgendwann zu heiraten und eine Familie zu gründen. Aber solche weit reichenden Pläne zu schmieden, erschien mir eindeutig als verfrüht! Meine Eltern waren nicht wirklich begeistert von meiner jungen Liebe, und als er Hausverbot bekam, weil meine Mutter meinte, meine jüngeren Geschwister würden durch uns „verdorben“, begann ich, mich mehr und mehr von meiner Familie abzunabeln.

Unser Treffpunkt wurde nun die Zweitwohnung von Hans. Hier konnten wir ungestört die Zeit miteinander genießen und saßen auch oft gemeinsam mit Hans und anderen Freunden in gemütlicher Runde zusammen, schauten selbst gedrehte Urlaubsfilme und Fotos von Lothar an und tranken das ein oder andere Gläschen Wein. Es war nach dieser Reise auch an der Zeit, mich beruflich zu orientieren und als ich mit meiner Mutter

zur Berufsberatung ging und meine Vorstellungen verkündete, fiel ihr die Kinnlade runter. Ihre Vorstellungen für meine Berufswahl gingen in Richtung Bankkauffrau oder ähnliches. Doch mich interessierten nun mal die so genannten Männerberufe. Am liebsten wollte ich in den Katastrophenschutz und am besten in die Flugrettung! Dafür wollte ich erstmal zur Bundeswehr! Der Berufsberater hatte es wahrlich nicht leicht mit zwei so unterschiedlichen Grazien vor seinem Schreibtisch, aber nach diplomatischen Verhandlungen einigten wir uns fürs erste auf eine Ausbildung zur Krankenschwester. So verbrachte ich die nächsten drei Jahre im Städtischen Krankenhaus mit dem Wunsch, anschließend in den Rettungsdienst zu wechseln. Im ersten Ausbildungsjahr hatte ich die Gelegenheit über den Katastrophenschutzdienst für drei Wochen bei einem Erdbebeinsatz in Italien mit zu helfen, die Obdachlosen mit Zelten und Nahrung zu versorgen und das Weihnachtsfest auszurichten. Es tat im Herzen weh, diese Armut am Fest der Bescherung zu erleben. Die traumatisierten Menschen dort suchten noch immer verzweifelt nach überlebenden Angehörigen. Da inzwischen der Bodenfrost eingesetzt hatte, waren die Chancen von Tag zu Tag aussichtsloser. Im Sammelzelt für die Kinder ohne Angehörige, wo ich hauptsächlich eingesetzt war, hatten wir nicht einmal Milch, um den Kindern eine heiße Schokolade zubereiten zu können, denn die Lieferung von Hilfsgütern kam nur sehr schleppend in Gang.

1982 hatte ich meine Ausbildung zur Krankenschwester abgeschlossen und entschied



mich, erstmal in der OP Vorbereitung und Intensivpflege zu arbeiten. Dieser Bereich erschien mir angesichts meiner Aktivität im Rettungsdienst eine optimale Ergänzung zu sein. Im darauf folgenden Jahr kam es zur Trennung zwischen mir und meinem Freund. Wir gingen im Guten auseinander und blieben viele Jahre freundschaftlich verbunden. Mehr belastete mich, dass die Ehe meiner

Eltern kriselte und meine Mutter und meine Geschwister zunehmend darunter litten. Als ich 1983 von einem Urlaub aus Österreich nach Hause kam, teilten mir meine jüngeren Geschwister mit, dass unsere Eltern sich trennen würden. Diese traurige Tatsache hing wie ein Damoklesschwert über der ganzen Familie, aber es durfte kaum darüber geredet werden. Die gesamte Situation spitzte

sich so zu, dass ich mich ohnmächtig und psychisch völlig am Ende fühlte. Als kurz darauf ein Spezl von mir bei einem Motorradunfall schwer verunglückte und ich dabei war, als wir ihn mit dem Rettungsdienst in die Klinik brachten, läutete sich in mir eine Kurzschlussreaktion ein. Ich hörte noch den dummen, abgebrühten und halb vorwurfsvollen Kommentar des Dienst habenden Arztes: „Was bringt ihr mir denn da für eine Leiche?“ Dann sagte ich ganz ruhig zu meinen Kollegen, ich komme gleich wieder, ging hoch in den vierten Stock, öffnete das Fenster und bin herunter gesprungen. Ich erinnere mich noch genau, wie ich im Flug die Martinskirche sah und dachte: „Tschüss, dich sehe ich auch nicht mehr“ und an der Burg vorbei und: „Tschüss, dich sehe ich auch nicht mehr“... Es war einfach zu viel aufeinander gekommen. In diesem Moment war ich jedoch ruhig und in Frieden. Den Aufprall erinnere ich nicht. Mit einer offenen Bauchwunde, 38 Frakturen und einer offenen Schädelhirnverletzung verabschiedete ich mich ins Koma.

Zweieinhalb Jahre verbrachte ich in unterschiedlichen Krankenhäusern. Als ich aus dem Koma erwachte, waren nur noch Hämatome sichtbar. Stück für Stück wurde mir meine neue körperliche Situation bewusst. Die Metalle, die mir nach dem Unfall eingesetzt wurden, mussten wieder raus und so folgten noch einige Operationen. Sämtliche Therapien standen auf dem Tagesprogramm, um mich körperlich und seelisch wieder aufzubauen. Ich musste aufgrund meiner Blasenlähmung lernen, mich zu katheterisieren und sämtliche Bewegungen neu trainieren.

Nun hatte ich also meine sportlichen Übungen, die ich ursprünglich bei der Bundeswehr leisten wollte. Es wurde mein ganz privater Kampf ums Leben.

Meine Eltern besuchten mich jeden Samstag trotz ihrer Trennung gemeinsam und wir spielten oft Karten. Sie bemühten sich natürlich, mich nicht mit familiären Problemen zu belasten. Sonntags kamen immer zwei Lehrerinnen aus der Schwesternschule, mit denen ich mich gut verstand und die mit meiner Situation vertraut waren. Von einer Freundin aus einem Österreichischen Orden der Kamillianer, zu dem ich schon vor meinem Krankenhausaufenthalt Kontakt hatte, bekam ich das Buch Joni geschenkt. Eine amerikanische Schriftstellerin namens Joni Eareckson Tada, die von der Halswirbelsäule ab gelähmt ist, beschrieb hier ihre Auseinandersetzung mit ihren Suizidgedanken und ihren Weg zurück ins Leben. Inzwischen hat sie mehrere Bücher geschrieben und ist unter anderem eine berühmte Malerin geworden. Dieses Buch sollte mir zu denken geben. Als die Zeit näher rückte, in der ich das Krankenhaus verlassen konnte, unterstützte mich eine Sozialarbeiterin, mit der ich mich ganz gut verstand, die nötigen Vorbereitungen zu organisieren. Das warf natürlich Fragen auf, wo und wie ich nun mit meiner Behinderung als Rollstuhlfahrerin leben wollte und welche beruflichen Möglichkeiten es für mich in Zukunft gab. Außerdem mussten finanzielle Angelegenheiten geregelt und eine weiterführende Rehabilitation sichergestellt werden. Es mag erstmal hart klingen, aber meine Mutter teilte mir schonungslos mit, dass ich auf keinen Fall

nach Hause könne. Für sie gab es zwei Möglichkeiten: eine Umschulung mit angegliedertem Wohnheim oder gleich ins Pflegeheim. Zuerst empfand ich das wie einen zweiten Aufprall, nur diesmal bei vollem Bewusstsein. Zu meinem Vater, der bereits von zu Hause ausgezogen war, wollte ich nicht und das wäre in seinem alten Haus in Ettal mit dem Rollstuhl auch gar nicht möglich gewesen. Es folgten drei Jahre Senedepause zwischen mir und meiner Familie.

Ich versuchte eine Umschulung in Datenverarbeitung zu machen, aber während der Maßnahme zeigte sich leider immer wieder, dass die viele Arbeit am Computer epileptische Anfälle bei mir auslöste. Da ich insgesamt noch nicht ausreichend stabilisiert war und ein Platz im Sozialpsychiatrischen Zentrum in München frei wurde, entschied ich mich schließlich, diesen anzunehmen und Erwerbsunfähigkeitsrente zu beantragen. Hier begann nun der eigentliche Verarbeitungsprozess meiner Geschichte und die intensive Auseinandersetzung mit all den Konflikten, die in mir schlummerten und tobten. Da ging es lang! Da musste ich durch, um für mich selbst stark zu werden. Erst dann, dämmerte mir langsam, habe ich überhaupt eine realistische Chance, auch anderen etwas zu geben, was ja immer ein tiefer Wunsch in mir war. Circa vier Jahre lebte ich dort und arbeitete hart an mir. Es entstanden nun einige neue und wertvolle Kontakte in meinem Leben. Ein besonderer Freund, den ich kennen und lieben lernte, war Frank. Wir waren neun Jahre ein Paar und taten uns gegenseitig sehr gut. Mit einer Frau, die in der Cafeteria arbeitete, entstand mit der

Zeit auch ein gutes freundschaftliches Verhältnis und während ich gelegentlich für sie Babysitting machte, half sie mir später, als ich meine erste eigene Wohnung hatte, beim Wäsche waschen und Einkaufen. Im Nachhinein muss ich sagen, dass ich für die damalige Reaktion meiner Mutter Verständnis habe und ihr heute sogar dankbar bin, dass sie mich nicht mehr zu Hause aufgenommen hat. Die Jahre der Selbstfindung waren sehr wichtig für mich, und ich lernte dadurch Selbstständigkeit und entwickelte im Laufe der Zeit ein gesundes Selbstbewusstsein. Dies war nun mein Sprung ins Leben.

Eines Tages erzählte mir eine Bekannte von der Caritas, dass es in Perlach Süd eine Tagesstätte gibt, die Menschen unterstützen, die nicht in einem Heim leben wollen, aber dennoch Assistenz bei vielen alltäglichen Dingen benötigen. Dort nahm ich an einer Maßnahme teil, um zu lernen, wie ich mir so ein Leben in eigener Wohnung mit Assistenz aufbauen kann. Da meine Behinderung eine relativ neue Situation für mich war, hatte ich auch noch nicht so viel Ahnung, wie und wo man überhaupt Unterstützung erhalten kann. Es war nicht immer leicht, mir Dinge selbst zu erarbeiten, mich auszuprobieren und mit meiner Behinderung in der Öffentlichkeit klar zu kommen. Damals gab es noch keine barrierefreien Straßenbahnen in München und meine erste eigene Wohnung war auch nicht wirklich Rollstuhl tauglich. Oft bin ich gestürzt, habe mir dadurch Verletzungen zugezogen und musste sogar wieder operiert werden. Ich hatte zwar diese mehr schlechte als rechte Wohnung, aber



Netzwerkfrauen Bayern

Netzwerk von und für Frauen und Mädchen mit Behinderung in Bayern

Die Netzwerkfrauen Bayern wurden im Juli 1999 in München gegründet und sind ein offener Zusammenschluss von Frauen und Mädchen mit unterschiedlichen Behinderungen. Das Netzwerk entwickelte sich aus einem Gesprächskreis für behinderte Frauen, der sich 1989/1990 im Rahmen der Volkshochschule München gebildet hat.

In diesem Gesprächskreis haben ausschließlich von Behinderung betroffene Frauen ihre Erfahrungen ausgetauscht und sich gegenseitig unterstützt. Inzwischen sind die Netzwerkfrauen in vielen gesellschaftlichen und politischen Gremien vertreten.

Als Sprecherin der Netzwerkfrauen Bayern engagiert sich Birgitt Hohenleitner in hohem Maße persönlich für die Rechte und Belange von Frauen und Mädchen mit Behinderung.

Birgitt mit ihren Kolleginnen von den Netzwerkfrauen Bayern

ich brauchte dringend Assistenz. Durch Gespräche und den Austausch mit anderen Leuten mit Behinderung lernte ich mit den Jahren immer mehr über Antragstellungen, Sozialgesetze und behinderungsspezifische Themen dazu. Da ich als Behinderte blutige Anfängerin war, suchte ich regelrecht nach solchen Kontakten, ging zu Stammtischen und schaute beim E-Hockey Training (Eishockey mit Elektrorollstühlen) zu. Durch all diese Kontakte bekam ich immer wieder neue nützliche Tipps. So kam ich schließlich zu einer Rollstuhl geeigneten Wohnung und schaffte es auch, die Bewilligung für die Finanzierung meiner Assistenz im Privathaushalt von den Sozialbehörden zu erhalten. Seitdem suche ich mir die Assistenzpersonen aus und ein Pflegedienst übernimmt den Verwaltungsaufwand von Arbeitsverträgen, Lohnabrechnungen usw.

Mit der Zeit entwickelten sich ganz andere und neue Wertigkeiten in mir und meinem Leben. Während ich mich früher kaum für hauswirtschaftliche Angelegenheiten begeisterte, fing ich nun an, mich fürs Kochen zu interessieren und habe bis heute Freude daran, etwas Leckeres zu zaubern. Für meine Neffen und Nichten begann ich sogar zu stricken. Meine Beziehungen mit Männern wurden dadurch, dass ich mich nun auch mit meinem weichen Kern angefreundet hatte, schöner und intensiver. Ich musste üben, meine körperlichen und psychischen Fähigkeiten und Grenzen neu kennen zu lernen, zu respektieren und mich schließlich mit mir und meiner Situation anfreunden. Aber heute kann ich mit einem guten Gefühl sagen, es hat sich gelohnt!



In ihrer Freizeit, die neben all den ehrenamtlichen Aktivitäten noch bleibt, zerstreut sich Birgitt gerne bei kulturellen Veranstaltungen wie z. B. dem Afrikafestival. Sie steht auf afrikanisches Kunsthandwerk, Schmuckstücke, Trommeln, Chai und Datteltees. Während ihrer Initiatischen Therapie hat sie die Malerei für sich entdeckt und wenn sie gele-

gentlich mit der BOB ins Oberland fährt, hält sie schöne Erscheinungen in der Natur auch mit der Fotokamera fest. Bergtouren liebt sie nach wie vor und genießt dabei gerne selbst gebackenes Brot. Manchmal, wenn Birgitt mit einem ihrer männlichen Assistenten unterwegs ist, fragen die Leute: „Ist das ihr Mann?“ oder: „Ist das ihr Sohn?“ Durch solche Fragen fühlt sich Birgitt in ih-

rem Frausein gesehen und geachtet. Schon ein schönes Gefühl. Geselligkeit, Humor, Wissbegierde, Empathie, Treue und Gastfreundlichkeit sind Eigenschaften, mit denen sich Birgitt, viele Freunde und Kollegen geschaffen hat. So hört man nicht selten Startgeräusche eines Motorradmotors in ihrer Nähe. Es ist ihr Telefon!

Heute ist Birgitt eine der Sprecherinnen des Netzwerks von und für Frauen und Mädchen mit Behinderung in Bayern. Sie engagiert sich hier in Arbeitskreisen zum Thema Sexualität von Frauen mit Behinderung und sexualisierte Gewalterfahrungen von Frauen mit Behinderung. Des Weiteren nimmt sie im Behindertenbeirat der Stadt München als stellvertretende Leiterin am Arbeitskreis Frauen teil und ist als stellvertretende Patientensprecherin für München in einem Gremium namens Patientennetzwerk aktiv. Dieses Gremium besteht aus Vertretern des VDK, der LAG Selbsthilfe und vielen weiteren Vertretern von Behindertenverbänden in Bayern und Birgitt vertritt dort die Interessen des Netzwerkes von Frauen und Mädchen mit Behinderung in Bayern. Dieses Gremium engagiert sich, um im Interesse behinderter Menschen durch Gespräche, Verhandlungen und Anträge positiven Einfluss auf manche Entscheidungen der Kassenärztlichen Vereinigung zu nehmen. Durch ihre eigene Geschichte weiß Birgitt, wie wichtig es für Menschen mit Behinderung ist, dass bestimmte Therapien oder Hilfsmittelverordnungen nicht einfach aus dem Katalog gestrichen werden. Dafür kämpft sie unermüdlich und vehement! Durch Fortbildungen hält sie sich immer auf dem Laufenden und reist mit dem Zug quer durch Deutschland. Im Januar 2010 schloss Birgitt ihre Ausbildung zur Beraterin zum Persönlichen Budget ab.



Anke Maria Sander

Modemodell und werdende Mutter

Anke wirkte mit sechzehn Jahren bei einer Foto Lovestory für die Zeitschrift Bravo Girls mit. Wenn es um Mode, Glimmer und Glamour geht, fangen Ankes Augen an zu leuchten. Modeln ist eine Leidenschaft von ihr, die sie mit Perfektionsanspruch, Stil und Ernsthaftigkeit beherrscht. Anke meint jedoch, wahre Schönheit kommt von innen.



Ich kann sogar meine große Zehe in den Mund stecken

Anke erzählt: „Wir, also meine Familie und ich, sind Deutschstämmige aus Rumänien. Man nennt uns Siebenbürger Sachsen. Am 29.07.1982 bin ich geboren und die ersten vier Jahre in Alzen bei Hermannstadt in Rumänien aufgewachsen. Als ich zwei war, ging meine Mutter zu Besuch nach Deutschland und blieb dort. Aus Erzählungen weiß ich, dass sie versucht hat, Vater und mich

frei zu kaufen, aber das war sehr schwierig. Nun war es mein Papa, der mich abends mit meiner Puppe Mimi zu Bett brachte und mir jeden Morgen Zöpfe geflochten hat. Wir wurden ein Herz und eine Seele und lebten zusammen mit Oma und Opa im Haus. Es vergingen zwei Jahre bis wir endlich eine Ausreisegenehmigung erhielten und mein Vater und ich ebenfalls nach Deutschland



„Legt dieses Foto ins Album. Wenn ihr einmal ohne ihr fröhliches Lächeln bleibt, sollen diese Bilder eure Herzen erhellen.“ 29.07.1985

konnten. Als wir 1986 am Nürnberger Bahnhof von Mama empfangen wurden, hielt sie mich eine ganze Stunde im Arm. Ganz nach Prinzessinnenart und natürlich aufgrund frühkindlicher Verletzung machte ich meiner Mutter und mir die Annäherung anfangs jedoch nicht leicht. Vorhaltungen wie: „Oma hat ein ganzes Haus und du nur eine kleine Wohnung und du kannst nicht so gut kochen

wie Oma“, musste sie sich immer von mir anhören. Wenn ich nachts einen schlimmen Traum hatte und sie kam, um mich zu trösten, schickte ich sie weg und rief nach Papa.

Nach dem Umsturz 1990 kamen viele unserer Landsleute nach Deutschland. In Nürnberg am Bahnhof lag ein Telefonbuch, in dem Name und Adresse meiner Eltern mit Filzstift unterstrichen war. Sämtliche Verwandte und Bekannte, kamen nun der Reihe nach zu uns und blieben, bis sie ihre Unterlagen im Durchgangslager erledigen konnten. Manchmal habe ich die Jungs, die vorübergehend bei uns wohnten, genötigt mit mir Barbie zu spielen und mit meinem großen Cousin spielte ich gern „Doktorin“. Dass immer viel los war bei uns, fand ich eigentlich ganz gut. Meine Eltern haben so viel gearbeitet, dass sie kaum Freizeit hatten. So war ich immer die erste im Kindergarten und die letzte, die abgeholt wurde. Aber dafür hatten wir am Ende eine größere und schönere Wohnung. Meine Kindererzieherin Uschi zauberte mir immer die schönsten Frisuren und meine beste Freundin war damals Janine, zu der ich heute noch gelegentlich Kontakt habe. (Und lachend fügt Anke hinzu:) Damals spielten wir in der Puppenecke, später mit Jungs. Auch Heike zählt von damals bis heute zu meinen besten Freundinnen und zu Eugenia aus der Hauptschule habe ich auch noch Kontakt.

Mit fünf Jahren, als ich gerade über eine Wiese lief, ist mir zum ersten Mal einfach mein Knie eingeknickt. Das geschah dann immer öfter und meine Kraft in Armen und Beinen ließ mehr und mehr nach. Ich



Mama war glücklich ihre Anke nach zwei Jahren in den Armen zu halten.

konnte meine Beine nicht mehr richtig heben und bin dadurch gelaufen wie eine besoffene. Später in der Schule wurde ich deswegen oft gehänselt, aber irgendwann konnte ich drüber stehen. Einmal hat mich ein Kind von hinten am Schulranzen gepackt und auf den Boden gedrückt. Nachdem ich das Mama erzählt hatte, nahm sie sich das Kind zur Brust und sagte: „Wenn du meine Tochter noch einmal anrührst, schneid’ ich dir die Ohren ab.“ Keine moderne Pädagogik, aber durchaus wirksam! Die Ärzte, die meine Eltern mit mir aufsuchten, wussten nicht so recht, was mit mir los sein könn-

te. Nur ein Heilpraktiker meinte, in einem Monat könne ich wieder „normal“ laufen und wäre wieder ganz gesund. Als Kind glaubst du das natürlich. Dieser Zauber funktionierte nicht. Dafür aber ein anderer. Zumindest fast. Ich wünschte mir schon lange eine kleine Schwester und hatte von einem Aberglauben gehört, der besagt, dass die Frauen schwanger werden, wenn man ein Zuckerstückchen aufs Fensterbrett legt. Das probierte ich aus! Ich war sieben, als mein Brüderchen Sebastian die Welt erblickte. Nach kurzer Enttäuschung, dass er kein Mädchen war, war ich letztendlich



doch glücklich und stolz, ihn zu haben! Schließlich zeigte sich auch, dass er mir zuliebe für einige „Mädchensachen“ herhielt und zumindest an Fasching durfte ich ihn schminken. Wir verstehen uns bis heute super.

Bei einem Elternabend in der vierten Klasse, verkündete die Lehrerin meiner Mutter, dass sie nicht wisse, ob ich beim geplanten Schullandheim mitfahren könne. Mit der Behinderung wäre das höchstwahrscheinlich nicht möglich. Diesmal drohte Mama nicht mit Ohren abschneiden. Diesmal ging sie weinend nach Hause. Meine Mutter und ich, wir konnten nie etwas mit solchen Aussagen, wie „du bist halt behindert“ anfangen! Wir dachten lösungsorientiert und wünschten uns das schließlich auch von anderen!

Also bin ich doch mitgefahren! So lange es noch irgendwie ging, wollte ich alles selbstständig machen und schleppte mich so durch die Hauptschule. Nachdem wir in unser eigenes Haus, das meine Eltern gebaut hatten, nach Igensdorf in der Fränkischen Schweiz umgezogen waren, wechselte ich in die Realschule nach Gräfenberg. Wenn ich zurückblicke, war ich in dieser Zeit noch ein richtiges Mauerblümchen. Von Natur aus pingelig, habe ich viel geputzt und gerne auf die jüngeren Kinder aus der Nachbarschaft und unserem Verwandtenkreis aufgepasst.

Mit zwölf Jahren nach einigen Fehldiagnosen fand ich dann zu meiner wirklichen „Berufung“. Mittlerweile nenne ich es so, denn jeder Mensch hat meiner Meinung nach eine Aufgabe in seinem Leben und meine ist es, anderen Menschen in einer ähnlichen Lebenssituation zu helfen und Mut zu machen. Meine Behinderung nennt man Friedrich-Ataxie und es handelt sich dabei um eine neurologische Erkrankung. Es können die unterschiedlichsten Symptome auftreten wie Seh- und Hörschwierigkeiten, Herzbeschwerden, Spastik, Rückenverkrümmung, Sprachprobleme usw. Das psychische Wohlbefinden spielt dabei keine geringe Rolle, denn wenn es mir psychisch gut geht, treten manche Symptome erst gar nicht auf oder werden zumindest nicht schlimmer. Mit dreizehn konnte ich nicht mehr ohne Hilfe laufen und mit vierzehn sah ich etwas unmutig ein, dass es ohne Rollstuhl nicht mehr ging und ich einfach mehr Hilfe brauchte. Unser Haus war für meine Situation nicht mehr gut geeignet und auf Grund zu vieler räumli-

cher Barrieren, musste ich meinen Wohn- und Schulort verlagern. So entschied ich mich, in die Realschule der Stiftung Pfennigparade nach München zu wechseln und schließlich auch in einer dort angegliederten Wohngruppe zu leben. Diese Realschule hatte einen integrativen Hintergrund und unterrichtete Schüler mit und ohne Behinderung. München war das Beste, was mir passieren konnte! Dort war im Vergleich eben vieles barrierefrei und ich hatte dadurch viel mehr Möglichkeiten, mich zu entfalten und freier zu bewegen.

In dem Sommer, bevor ich nach München ging, machte ich meine ersten zarten Erfahrungen in Flirt und Liebesangelegenheiten. Die Ferien verbrachte ich mit ein paar Jugendlichen, die wohl alle mehr oder weniger heiß darauf waren, ihre ersten romantischen Erfahrungen zu machen, in Siebenbürgen. So bekam ich meinen ersten Kuss von Willi. (Anke lacht) Der war eklig! Die Knutscherei mit Hans hingegen, war leidenschaftlich und schön. Zwei Wochen war ich richtig verknallt. Danach trennten sich unsere Wege wieder und ich machte meinen Neuanfang in München. In der ersten Zeit war es schwer für mich, die Trennung von meiner Familie auszuhalten. Nur jedes zweite Wochenende konnte ich nach Hause fahren. Und ich war anfangs in München noch so schüchtern, dass ich kaum jemandem in die Augen schauen konnte. Als sich aber meine ersten Freundschaften dort entwickelten und ich realisierte, wie cool München ist, hat sich meine Schüchternheit in pure Lebenslust und ausschweifendes Genussverhalten umgewandelt. Eine wilde

Zeit begann und was Männer anbelangt, habe ich nichts anbrennen lassen. Shoppingtoure, Partys, Ausgehen und lange Disconächte führten allerdings dazu, dass ich mit meinem Realschulabschlusszeugnis und dem folgenden dreijährigen Versuch, die FOS abzuschließen, nicht gerade glänzen konnte. Na ja, dafür konnte und kann ich mit anderen Dingen glänzen!

Anke ist humorvoll, charmant, sexy, interessant, schön und Neuem gegenüber aufgeschlossen. So wirkte sie mit sechzehn Jahren bei einer Foto Lovestory für die Zeitschrift *Bravo Girls* mit. In einer späteren Ausgabe erschien ein ganzer Bericht über Anke. Als sie jedoch schwarz auf weiß vor Augen hatte, was aus dem Interview entstanden und nun für jeden lesbar war, hörte der Spaß auf! In diesem Bericht, sagt sie, fühlte sie sich benutzt, um gesellschaftliche Klischees zu verkörpern. Anke hat nie gesagt, dass sie z.B. beim Sex nichts spürt und dass sie jeden Morgen beim Aufwachen Angst hat, sich nicht mehr bewegen zu können. Solche Aussagen wurden aber einfach ohne ihr Wissen in den Text eingefügt: „Als ich diesen Artikel gelesen hatte, war ich eine Woche lang echt geschockt, hab mich in meinem Zimmer vergraben und geheult. Mich auf so eine Weise der Öffentlichkeit darzustellen, war ja nicht meine Absicht.“ Dann kam die Wut und Anke hat sich entschieden gewehrt und einen Anwalt hinzugezogen. Einige Zeit später entschuldigte sich der Presserat der Mädchenzeitschrift immerhin öffentlich für fehlerhafte Aussagen bei Anke und den Leserinnen, und Anke bekam eine Entschädigung. Das war zumindest

eine Genugtuung, den Medienleuten klar zu machen, dass man lieber bei der Wahrheit bleiben sollte.

Wenn es um Mode, Glimmer und Glamour geht, fangen Ankes Augen an zu leuchten. Modeln ist eine Leidenschaft von ihr, die sie mit Perfektionsanspruch, Stil und Ernsthaftigkeit beherrscht. Sie liebt es, sich „aufzuhübschen“ und in unterschiedlichste Gewänder zu schlüpfen. Dabei hat sie tatsächlich etwas von einer Filmdiva. Diverse Fotos und ihr Mitwirken an Modeveranstaltungen sind Beweise für ihr Talent. 1998 nahm sie an einer Modeschau teil, die von einer Münchner Schneiderinnenschule in Zusammenarbeit mit der Pfennigparade organisiert wurde. Die Abschlussklasse der Schneiderinnenschule hatte die Aufgabe, Kleider für Models mit Behinderung zu entwerfen, deren Maße ja öfter eher extravagant sind. Am Ende fanden drei Modenschauen in unterschiedlichen Münchner Stadtgebieten statt. 1999 wirkte Anke bei einem Fotoprojekt mit dem Titel *Blütezeit* mit. Anschließend entstand eine Ausstellung daraus.

2003 begann Anke eine Ausbildung und besuchte für ein Jahr die Erzieher-Schule in Harlaching. „Einmal wöchentlich hatten wir Unterricht und den Rest der Woche war ich in einem Kinderhort in München-Riem. Mit Kindern zu arbeiten, wäre eigentlich ein Traum von mir gewesen und hat mir voll Spaß gemacht, aber in diesem Jahr wurde meine Sprache, bedingt durch die Behinderung leider immer schlechter. Jeder weiß, wie laut eine Horde Kinder sein kann und

wie viel Kraft es oft kostet, sich gegen diesen Lärm durchzusetzen. Ich habe im Leben oft gekämpft, aber diesmal sagte ich mir: ich muss es mir nicht unerträglich schwer machen und habe die Ausbildung abgebrochen.“

Danach hatte Anke Zeit für Hobbys, Therapien und alltägliche Verpflichtungen und Vergnügungen. In dieser Zeit lernte sie auf der Wiesn Max (Name geändert) kennen. Max arbeitete für die Lufthansa, gefiel ihr als Typ ganz gut und so dachte sie sich: „...no better way to fly“. Aus der Begegnung wurde mehr und ungefähr vier Jahre lang waren die beiden ein romantisches, reiselustiges und glückliches Paar. Max begann in dieser Zeit, neben seiner Stelle bei der Lufthansa bei Anke als Assistent zu jobben. Da Anke mit Begeisterung Gedichte, Märchen und Kurzgeschichten schreibt, schrieb sie über ihre Reisen mit Max viele interessante und unterhaltsame Berichte. Diese gab sie anschließend zur Veröffentlichung in der Zeitschrift *Fundus* von der deutschen Hereditäre Ataxie-Gesellschaft (DHAG) frei.

Aber auch die Romantik der Lufthansa verflog ... Max und ich blieben Freunde und er arbeitet immer noch als Assistent bei mir, aber ein bereits gebuchter Urlaub auf den Seychellen kurz nach unserer Trennung als Liebespaar war hart. Wir haben uns die meiste Zeit nur gezofft und ich warf ihn aus dem Bett. Wie in jeder Beziehung gab es gegenseitige Verletzungen und wenn die Situation angespannt ist, fühlt es sich mies an, auf die Hilfe des Anderen angewiesen zu sein, aber viel Schönes haben wir halt



Ankes Fotoaufnahmen
als Model für die
Ausstellung *Blütezeit*



Sander, Anke-Maria 29.07.1982*

0020520171

RAB 4-8L/OB

3.5/12.0cm / 1.8Hz

MI 0.9

TIs 0.2

Frauenklinik Großhadern

28.02.2011 15:28:31

Surface

Th36/Qual hoch2

B62°/V55°

Mix40/60

SRI II 4

4D Real Time

MICRO



Lilly Marie Blanca

*12.03.2011

auch erlebt und wenn Frau genug Selbstwertgefühl aufgebaut hat, ist gesunde Abgrenzung auch möglich. Und wenn wir uns überhaupt nicht mehr mögen würden, wäre er heute auch nicht mehr mein Assistent.

Lange wurde ich immer nur als die süße, kleine Anke wahrgenommen. Aber nie als mehr. Zumindest hatte ich oft diesen

Eindruck. Das fand ich natürlich blöd und es hat mich unglaublich geärgert! Ich meine, ich bin ja nicht nur süß! Ich brauche es wie jede Frau, als intelligent, interessant und gut aussehend anerkannt zu werden. Ich krieg echt so einen Hals, wenn z.B. Verkäufer im Kaufhaus meine Assistenten ansprechen und nicht mich. Die gehen vermutlich oft davon aus, dass man mich aufgrund meiner

Sprachbehinderung nicht für voll nehmen kann. Da könnte ich manchmal platzen vor Ärger. Ich erwarte ja einfach nur, wie eine erwachsene Frau behandelt zu werden. Mehr nicht.

Nach der Schulzeit bezog Anke ihre eigene Wohnung im Olympiadorf und lebt noch heute dort. Ihr Leben selbstbestimmt mit persönlicher und selbst gewählter Assistenz zu führen, ist für Anke ein hoher Wert, den sie nie mehr aufgeben möchte. Ein neuer Wunsch wäre, eine WG mit einer anderen Frau mit Behinderung zu gründen. Anke ist unternehmungslustig. Egal ob Kölner Karneval, Fußballstadion, Städte und Länderreisen, Erotik-Messe oder eine spontane Performance à la Christina Aguilera, Anke ist dabei! Außerdem liest sie gerne, oft drei

bis vier Bücher gleichzeitig, denn sie steht auf Abwechslung! Erotische Liebesromane wirft Anke nicht von der Bettkante: „Irgendwann will ich selbst mal so einen Roman schreiben. Bisher hatte ich schon einige Ideen, aber immer fehlte mir der Anfang. Letzte Woche habe ich endlich meinen Anfang gefunden. Da war ich ganz happy und stolz. Mit meinen Gedichten war ich bereits im Radio und habe verschiedene Lesungen vor einem großen Publikum gehalten. Ein paar Philosophische Texte für die Zeitschrift Im Dialog habe ich auch schon verfasst. 2005 wurde ich von einem Wiesn Redaktionsteam angesprochen. Ich sollte meine Erfahrungen als Frau mit Behinderung auf der Wiesn in Buden und Fahrgeschäften schriftlich zur Veröffentlichung im Internet festhalten. Langweilig wird mir also nie.“

Als ich mal zu meiner Mutter sagte, dass ich in meinem Leben gerne noch eine Weltreise machen möchte, sagte sie nur: „Mädchen du bist verrückt. Du greifst immer nach den Sternen.“ Aber für mich ist das kein Greifen nach den Sternen! Für mich ist so ein Wunsch ganz natürlich. Ich habe im Leben schon so viel kämpfen müssen, deswegen müssen Genuss und das Schöne die Waage ausgleichen. Zur Entspannung und für mein Wohlbefinden mache ich Reiki und habe bereits den zweiten Grad erlangt. und seit zehn Jahren übe ich Yoga. Das tut mir einfach körperlich und seelisch gut und ich kann sogar meine große Zehe in den Mund stecken ;-)

Im Juni 2010 hat Anke sich neu und sehr glücklich verliebt. Am 12. März hat sie ihr Töchterchen Lilly Marie Blanca zur Welt gebracht. Stolz und glücklich erzählt sie: „Lilly und ich haben sogar während der Schwangerschaft unseren Meister in Reiki gemacht.“



Dinah Radtke



Fremdsprachenübersetzerin und Menschenrechtsvertreterin

Seit 1989 arbeitet Dinah im ZSL Erlangen. Hierfür gab sie ihre hart erkämpfte Freiberuflichkeit als Übersetzerin in Englisch und Französisch auf, aber sie wusste, dass viel Arbeit anstand, um gleiche Rechte und Möglichkeiten für behinderte Menschen zu schaffen.

Dinah – die Dame in Rot

Ich wurde am 10. September 1947 in Bamberg geboren und auf den Namen Christine getauft. Nach der Taufe wurde ich aber immer von jedem Dinah genannt. Für Mutter und Oma waren Frauen Männern gegenüber nicht gleichwertig. Gegen diese Einstellung habe ich immer revoltiert und schließlich bewegten mich die ständigen Auseinandersetzungen dazu, mich im Erwachsenenal-

ter besonders für Frauen und deren Gleichberechtigung zu engagieren.

Mein Vater arbeitete als Psychiater und Neurologe in einem Krankenhaus in Bamberg. Ich lernte laufen, aber im Alter von drei Jahren fing ich an, ein Bein nachzuziehen. Nun gingen die Untersuchungen los. Meine Eltern wussten lange nicht, was ich für eine

Behinderung habe. Mein Vater recherchierte und vermutete daraufhin, dass ich mit meiner Behinderung nicht älter als zwölf Jahre werde. Als ich vier war, wechselte er seine Stelle und wir zogen nach Bayreuth.

Die ersten vier Schuljahre verbrachte ich an einer Regelschule. Obwohl ich mit meiner Behinderung beim Turnunterricht nicht richtig mitmachen konnte, war es mir bereits in der ersten Klasse ein ernstes Anliegen, klarzustellen, dass ich dazu gehören möchte! Alle Kinder hatten einen Turnbeutel, nur ich nicht. Als meine Mutter mich mit dem Motorrad zur Schule fuhr, weigerte ich mich, aus dem Beiwagen auszusteigen. Ich konnte grässlich bockig und eigensinnig sein und meine Mutter bekam mich tatsächlich nicht heraus. Sie redete kurz mit der Lehrerin, fuhr wieder mit mir nach Hause, nähte mir in Blitzeseile einen Turnbeutel aus irgendwelchen Stoffresten, packte mir ein paar Turnschuhe rein und brachte mich erneut zu Schule. Zufrieden stieg ich aus und ging ins Schulgebäude.

Unsere Bande, die meine große Schwester anführte, bestand aus ungefähr zehn Kindern. Alles Kinder von Ärzten, Schwestern und Pflegern des Bezirkskrankenhauses in Bayreuth. Das Krankenhausgelände regte unsere Phantasie ungeheuerlich an. Manche Gebäude standen leer und es gab viele unterirdische und geheimnisvolle Verbindungsgänge und Verstecke. Oft hielten wir uns vor dem Leichenhäuschen auf und zündeten uns ein Kartoffelfeuer an. Indianerbücher und Huckleberry Finn inspirierten unser Bandenleben.



In der vierten Klasse tauchte die Frage auf, ob es einen Sinn hätte, dass ich auf eine höhere Schule wechselte. Meine Eltern entschieden sich dagegen, weil ich ja vermutlich eh mit zwölf Jahren sterben würde. Ich wäre schon gerne gegangen, aber meine Mutter sagte: „Du brauchst nicht auf eine höhere Schule, du bist eine höhere Tochter.“ Damit war dieses Thema erstmal erledigt. In

den Sommerferien machten meine Eltern regelmäßig für drei Wochen Urlaub mit meinen Schwestern. Ich musste währenddessen zu meiner Patin aufs Land. Nicht, dass ich meine Patin nicht gemocht hätte, aber die Tatsache, dass ich nicht mit in den Familienurlaub durfte, weil ich mit meiner Behinderung den Betrieb aufgehalten hätte, war schrecklich kränkend für mich. Der Vater meiner Patin war pensionierter Dorfschullehrer. Er sollte mir den Stoff der fünften Klasse beibringen. So blieb ich diesmal ein ganzes Jahr. Ich hatte dort auf dem Land eine Bauerntochter zur Freundin, deren Vater durch eine Kriegsverletzung ein Bein verloren hatte. Diese Bauernfamilie mochte mich und nahm mich immer mit auf den Acker. Das war toll. Die Bäuerin hat mich in den Leiterwagen gesetzt und überall mit hin geschleppt. Das war für sie ganz selbstverständlich und meine Behinderung war kein Problem. Einmal war sie zu Hause, weil das Schwein Junge bekam und sie wollte nebenbei Fenster putzen. So setzte sie mich einfach als Geburtshelferin zum Schwein und ich musste immer rufen, wenn die Füßchen raus schauten. Dann kam sie gerannt und hat die Ferkelchen raus gezogen. Bei der Feldarbeit setzte sie mich auf eine Decke. Manchmal habe ich die Triebe von den Kartoffeln entfernt und wenn die Rüben gejäät wurden, bin ich übers Feld gerobbt und hab Unkraut gezupft. Ich mache mich einfach gerne nützlich!

Als ich zu meiner Familie zurückkehrte, besuchte ich für kurze Zeit die 6. Klasse. Da ich aber kaum noch laufen konnte und nun auch rheumatische Beschwerden und Schmerzen

bekommen hatte, sagte mir mein Vater an Weihnachten, dass ich nicht mehr zur Schule gehen müsse. Ich war erleichtert, weil es mir inzwischen wirklich zu anstrengend geworden war, aber ich fühlte mich nun sehr isoliert.

Da ich das Haus nicht selbstständig verlassen konnte, begann ich sehr viel zu lesen,



Die ersten Jahre konnte ich noch ganz gut mitspielen, später bekam ich ein Fahrrad, um mit der Meute mitzuhalten.

und da meine Mutter herzkrank war, übernahm ich Aufgaben wie Frühstück zubereiten und was ich eben so im Haushalt machen konnte. In Bamberg hatten wir immer ein Dienstmädchen. In Bayreuth lief das nun anders. In der Heil- und Pflegeanstalt, in der mein Vater arbeitete, gab es Werkstätten in denen die PatientInnen arbeiten konnten. Eine Schneiderei, Schreinerei, Wäscherei, Gärtnerei, ein Malerbetrieb und eine Müllabfuhr. Jeder Patient gehörte irgendeiner Berufsgruppe an, egal wie viel er leisten konnte. Bei der Müllabfuhr gab es ca. 18 Leute. Vier davon schippten den Müll. Ein paar zogen abwechselnd den Leiterwagen und die, die zu krank waren, liefen einfach mit und schauten zu. Aber jeder war Müllabfuhr. Dieses System fand ich gut. Wer mag schon ausgegrenzt werden, nur weil er nicht alles so kann wie andere? Ich kannte das gut! Außerdem konnten die PatientInnen entscheiden, ob sie lieber in einem privaten Haushalt oder in einer dieser Werkstätten arbeiten wollten. So hatten wir nun immer eine Frau aus der Anstalt bei uns als Haushaltshilfe beschäftigt. Die Frauen brauchten natürlich ein bisschen Anleitung und Unterstützung, was ich gerne übernommen habe. Ich habe z.B. den Einkaufszettel für sie geschrieben, ihnen das Einkaufsgeld gegeben und war einfach anwesend als Ansprechperson. Manchmal bekamen diese Frauen zwischendurch ihren Rappel, aber das war normal.

Mit vierzehneinhalb bekam ich meinen ersten Rollstuhl. Meine Eltern bereiteten mich mit keinem Wort darauf vor. Ich saß vor unserem Haus auf der Bank und mein Vater kam mit dem Auto. Als es klapperte, wusste

ich sofort, dass es ein Rollstuhl ist. Ich hab Rotz und Wasser geheult. Ich gehörte ja, seit ich nicht mehr zur Schule ging, eh schon nicht mehr dazu, und jetzt sollte ich mich mit diesem blöden, sperrigen Ding den Rest meines Lebens durch die Welt bewegen und jeder würde mich fragend, urteilend und mitleidig anlotzen. Das war für diesen Tag erstmal genug.



Dinah auf der Hochzeit
ihrer Schwester mit
Freunden der Familie

Was ich noch nicht erwähnt habe, ist, dass meine jüngste Schwester die gleiche Behinderung hat wie ich. Unsere Mutter entwickelte durch die Tatsache, keinen einzigen Sohn, aber vier Töchter und davon zwei mit Behinderung geboren zu haben Schuldgefühle und hielt sich an der Hoffnung fest, dass eines Tages ein Wunder geschehen würde. Im Alter von vier Jahren brachte sie mich erstmals zu einem Wahrsager von dem sie glaubte, er könne mich heilen. Als ich zehn war, musste die ganze Familie nach Lourdes fahren, obwohl wir damals kaum das Geld dazu hatten. Ich hatte ein himmelblaues Nachthemd mit Röschen und Spitzen, das ich nicht angerührt hatte, weil ich es mir ganz bewusst für den Tag meiner Heilung aufheben wollte. Die Idee, dass meine Heilung unter Umständen in Lourdes vonstatten gehen sollte, versetzte mich in große Aufregung und ich bekam Fieber. Für mich war dieses Unternehmen nicht lustig. Wir gingen also auf Mutters Wunsch zur Kathedrale und nahmen an einer Messe teil. Alle haben gebetet und gesungen und dann mussten wir in diese Grotte, in der die Madonna steht und um sie herum ganz viele Stöcke und Krücken von all den Leuten, die sie nun nicht mehr brauchten, weil sie geheilt waren. Frauen und Männer wurden getrennt und meine große Schwester und ich wurden daraufhin von unserer Mutter getrennt. Ich hörte, dass meine kleinen Schwestern nebenan wie am Spieß schrieten. Dann wurden wir aufgefordert, uns bis auf die Unterwäsche auszuziehen. Ich wusste gar nicht, wie mir geschah. Eine französisch sprechende Nonne redete auf uns ein und tauchte uns dreimal in einer Badewanne

mit eiskaltem Gebirgswasser unter. Am Fußende der Badewanne war eine blauweiße Madonna aus Gips, die wir beim Auftauchen dreimal küssen mussten. Dann wars vorbei! Es war schrecklich! Unser Lourdes Trip war gescheitert.

Meine Jugend erlebte ich größtenteils isoliert zu Hause. Schüchtern und bescheiden, beneidete ich meine Schwestern, als sie ihre ersten Perlonstrümpfe bekamen, während ich immer nur grässliche Wollstrumpfhosen tragen konnte. Meine Schwestern erhielten Reitstunden, Tanzstunden und Fechtunterricht, während ich zu Hause saß und sie Vokabeln abfragte. Das war ernüchternd! Wenn Besuch kam, habe ich mich oft aus Scham versteckt. Eigene Freunde hatte ich in dieser Zeit kaum. Nur ab und zu war ich bei Dorle, der Tochter einer Freundin meiner Mutter. Zu Hause hatten wir sehr viele Bücher und so begann ich mit zwölf Jahren sämtliche deutschen, französischen und russischen Klassiker zu lesen. E.T.A. Hoffmann und *Die Wahlverwandtschaften* von Goethe begeisterten mich sehr. Ich wollte unbedingt lernen, um ein Ziel zu haben!

Als ich über das Fernsehen auf die Möglichkeit des Telekollegs aufmerksam wurde, sagte ich meinen Eltern sofort, dass ich meine mittlere Reife über diesen Weg erlangen möchte. Gesagt, getan. Meine Lernunterlagen wurden mir zugeschickt und ich konnte sie in Ruhe zu Hause bearbeiten. Einen Samstag pro Monat, musste ich allerdings in die Berufsschule. Am ersten Tag war ich total aufgeregt. Alle anderen Schüler standen schon im Berufsleben, waren zwischen

18 und 25 und ich kam mir wie eine Außen-seiterin vor. Ich war gerade 18 und mein Vater, der mich gefahren hatte, schob mich auf den Direktor zu und sagte: „Guten Tag, mein Name ist Dr. Radtke, das ist meine Tochter. Kümmern Sie sich um sie! Wann kann ich sie abholen?“ Am liebsten wäre ich vor Scham in Grund und Boden versunken, aber der Direktor sagte freundlich: „Das machen wir!“ Und er tat es auch. Als ich gerade meine letzten Abschlussarbeiten schrieb, wusste ich schon, dass ich weiter lernen wollte. Meine Schwestern erhielten Nachhilfeunterricht in Fremdsprachen und das weckte in mir den Wunsch, Englisch und Französisch zu lernen und es zu meinem Beruf zu machen. Ich wollte Nachhilfeunterricht geben. Meine Eltern waren einverstanden, und wir machten uns auf die Suche nach einer Rollstuhl geeigneten Schule, die mich zur Fremdsprachensekretärin ausbilden sollte. So landete ich in der Tilly Tillmann Schule in Füssen, einer kleinen Privatschule mit integriertem Internat. Anfangs fand ich mein Leben dort furchtbar. Diesmal waren alle ungefähr vier Jahre jünger als ich. Dennoch haben sie mich brav überall mit hin genommen. Ich war halt die „Behinderte“. Es entstanden ein paar Flirts zwischen meinen Mitschülerinnen und den Jungs aus dem Nachbardorf und so gingen wir gelegentlich in die Disco. Mich haben sie auch manchmal angesprochen, aber als sie gemerkt haben, dass ich behindert bin, wars aus. Meine Mutter hatte mich diesbezüglich schon frühzeitig geimpft, indem sie sagte: „Kind, schlag dir die Männer aus dem Kopf!“ Trotzdem bot mir diese Zeit eine völlig neue Welt. Davor war ich, wenn überhaupt, zwei Mal im

Jahr mit meinen Eltern im Kino oder Theater. Nach den zwei Jahren Schule wollte ich unter keinen Umständen wieder zu Hause wohnen. Es gab die Möglichkeit, mich in Erlangen am Fremdspracheninstitut zur Übersetzerin ausbilden zu lassen. Meine Eltern unterstützten meinen Wunsch. In der Nähe des Fremdspracheninstituts gab es zufällig ein Zimmer im Souterrain. Um in das Fremdspracheninstitut hinein zu gelangen, musste man vier Treppenstufen überwinden. Ich fuhr morgens mit dem Elektrorollstuhl hin. In einem Schuppen dahinter hatte ich einen Schieberollstuhl stehen, in den ich mich umsetzte. Dann musste ich entweder zwei Jungs oder vier Mädchen bitten, mich die Stufen hoch zu tragen. Die haben das natürlich gemacht, aber für mich war es eine stressige Prozedur.

Nebenbei besuchte ich Kurse an der Uni in Deutsch, Literatur, Pädagogik, Englisch und Französisch. Dort musste ich immer durch den Heizungskeller. Es musste also jemand durch den Vordereingang durch das Gebäude, um mir den Hintereingang von innen zu öffnen. Ich musste immer meine Schüchternheit überwinden, um Studenten oder Studentinnen zu bitten, mir die Türen zu öffnen. Später habe ich erreicht, dass an der Uni eine Rampe gebaut wurde. Für eine englische Theatergruppe an der Uni wurde eine Souffleuse gesucht. Da ich Theater toll fand, übernahm ich in dieser Gruppe die Rolle der Souffleuse. Ich blieb Jahre lang dabei, lernte viele Stücke kennen, hatte Spaß und traf viele nette Menschen. Mit der Wirtin, die mir mein Zimmer vermietete, war es nicht einfach. Sie sagte mit naivem Bedauern: „So



jung, so schön und dann das!“ Es gab ein Badezimmer, das ich nicht benutzen durfte. Ich hatte ja ein Waschbecken im Zimmer. Die Toilette auf dem Flur teilte ich mit zwei Studenten. Als meine Lerngruppe für das Englischexamen zu mir nach Hause kam, hat die Wirtin geschimpft. Die Studenten würden die Stühle und die Matratze durchsitzen und den Teppich kaputt machen. Danach

brauchte sie das Zimmer plötzlich für andere Zwecke und ich sollte ausziehen.

Trotz aller Aktivitäten fühlte ich mich oft einsam. In dieser Zeit lernte ich Sissi kennen. Sissi war ebenfalls Rollstuhlfahrerin, studierte Jura und strotzte vor Selbstbewusstsein. Als ich sie das erste Mal besuchte, stellte sie mir gleich einige junge Männer aus dem Haus vor, in dem sie wohnte. Mit meiner Aufgabe, nun eine neue Wohnung finden zu müssen, ging ich mit Sissi auf Tour durch Erlangen. Wir klingelten bei den alten Barockhäusern, an denen es keine Stufen gab und fragten die Leute, ob sie wüssten, wo etwas frei wird. Die haben uns jedoch nur erschrocken und überfordert angeschaut und gar nicht richtig zugehört. Nach einem erfolglosen Zeitungsartikel bezüglich meiner Suche nach einer stufenfreien Wohnung, predigten nun die Studentenpfarrer mein Gesuch von der Kanzel. Nachdem auch das keine geeignete Wohnung für mich brachte, rollten Sissi und ich zum Oberbürgermeister und seinem Wohnungsreferenten. Die beiden saßen auf einem Sofa und wir konnten mit jedem Stück, das wir näher rollten, mit ansehen, wie sie immer kleiner wurden. Nach einigen Überlegungen fiel ihnen ein, dass gerade ein innovatives, von Stadt, Land und Bund gefördertes Projekt im Bau sei. So versprach mir der Herr Oberbürgermeister, sich dafür zu verwenden, dass ich eine Wohnung in diesem Projekt bekäme. Er hielt Wort, und ich lebe bis heute in dieser Wohnung.

Die Schwierigkeiten, eine Rollstuhl geeignete Wohnung zu finden und täglich die baulichen



Meine Mutter hatte mich schon frühzeitig geimpft, indem sie mir sagte: „Kind, schlag dir die Männer aus dem Kopf!“

Barrieren am Fremdspracheninstitut und an der Uni überwinden zu müssen, bewogen Dinah, gemeinsam mit Freundinnen und Bekannten eine Selbsthilfeorganisation in Erlangen zu gründen. So entstand 1977 die „Studenteninitiative Behinderter“ – StiB e.V.: Diese Initiative gründeten wir ursprünglich, um behinderten Studentinnen und Studenten Unterstützung bei der Wohnungsfindung

und anderen behindertenspezifischen Themen zu bieten. Schnell wandten sich jedoch auch Nicht-Studierende an uns. Anfragen für Beratungen im Zusammenhang mit der Organisation von Pflege und Assistenz häuften sich. Aus der Notwendigkeit heraus, wurde 1988 mit anderen behinderten Frauen und Männern das „Zentrum für selbstbestimmtes Leben Behinderter“ (ZSL) in Erlangen gegründet. Neben einer Beratungsstelle gibt es auch eine Assistenzorganisation im ZSL. Hier entstand Raum für die Kompetenzen von Menschen mit Behinderung, die nun Beratungen für andere behinderte Menschen anbieten und sich für politische Ziele engagieren.

Als 1989 zwei Beraterstellen für Menschen mit Behinderung im ZSL Erlangen eingerichtet wurden, entschied sich Dinah, eine davon anzunehmen. Sie fand es zwar schade, ihre hart erkämpfte Freiberuflichkeit als Übersetzerin in Englisch und Französisch dafür aufzugeben, aber sie wusste, dass viel Arbeit anstand, um gleiche Rechte und Möglichkeiten für behinderte Menschen zu schaffen. Bis heute arbeitet Dinah im ZSL und ist dort inzwischen Bereichsleiterin der Beratungsstelle. Ihr Fremdsprachenstudium nutzt ihr und anderen, wenn sie an internationalen Konferenzen teilnimmt und sich für „Disabled Peoples' International“ (DPI), einer internationalen Menschenrechtsorganisation von Menschen mit Behinderung, engagiert. Dinah arbeitet seit 1991 ehrenamtlich für DPI. Seit dieser Zeit hat sie unterschiedliche Ämter inne. Unter anderem ist sie Vorsitzende des weltweit agierenden Frauenkomitees von DPI. Dinah hat sich

Curriculum Vitae Dinah Christine Radtke

- 10.09.47 geboren in Bamberg, Deutschland, Spinale Muskelatrophie, Rollstuhlfahrerin
- 1978-1990 freiberufliche beeidigte Übersetzerin für die englische und französische Sprache
- 1977 Mitbegründerin des Vereins Studenteninitiative Behinderte e.V. (StiB)
- 1988 Mitbegründerin des Vereins Zentrum für Selbstbestimmtes Leben Behinderter e.V. (ZSL); seither beim ZSL als Peer Counselorin angestellt; seit 1997 Bereichsleiterin der Beratungsstelle des ZSL e.V.
- 1990 Mitbegründerin der Dachorganisation der Zentren Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben e.V. (ISL); seit 1995 verantwortlich für internationale Angelegenheiten der ISL
- 1993 Wahl als Mitglied des Weltrates von DPI für die Region Europa; seither verschiedene Ämter, unter anderem Vorsitz des Frauenkomitees
- 1993 Mitausarbeitung eines Ausbildungskonzepts zum Peer Counselor/-in in Deutschland; seit 1995 Ausbilderin für Peer Counseling
- 1993 Verleihung des Ehrenbriefs der Stadt Erlangen für soziale Verdienste; 1997 Verleihung des Bayerischen Ehrenzeichens für besondere Verdienste von Frauen und Männern im Ehrenamt; 2000 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes durch Bundespräsident Johannes Rau
- 1996 Organisation der ersten großen europäischen Konferenz „Selbstbestimmt Leben für behinderte Frauen“ in München; weitere Konferenzen folgten 2004-2007; Wahl zur stellvertretenden Vorsitzenden von Disabled Peoples' International mit dem speziellen Verantwortungsbereich Menschenrechte
- 2005-2006 Teilnahme an der 6., 7. und 8. Sitzung des Ad-Hoc-Komitees der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung in New York; Mitvorsitzende des internationalen Zusammenschlusses behinderter Frauen von NGOs, Vertreterin des Internationalen Zusammenschlusses von Organisationen behinderter Menschen
- 2006-2008 aktive Teilnahme an mehreren Kongressen und Tagungen, u.a. in Korea, Spanien, Kroatien, Kanada im Rahmen des Tätigkeitsbereichs als stellvertretende Vorsitzende und Weltratsmitglied von DPI
- 2008-2009 aktive Teilnahme an verschiedenen Veranstaltungen in Deutschland anlässlich der Verabschiedung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung
- 2009 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse durch den Bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer



Um etwas in der Welt
und für Menschen
zu verbessern, nimmt
Dinah gerne ein Mikro-
fon in die Hand. Es
soll ruhig jeder hören.

schon in vielen Ländern engagiert und behinderte Frauen und Männer ermutigt, sich für ihre Rechte einzusetzen. Desweiteren unterstützte Dinah den Aufbau von Netzwerken behinderter Frauen und wurde u.a. Vorstand im „Bildungs- und Forschungsinstitut zum selbstbestimmten Leben Behinderter“ – bifos. Sie veröffentlichte verschiedene Artikel, z.B. in einem Grundlagenbuch zur

Beratung behinderter Frauen, herausgegeben über bifos von Gisela Hermes und Brigitte Faber mit dem Titel Mit Stock, Tick und Prothese. Überzeugung und Sinnhaftigkeit treiben Dinah immer wieder an, auch bundesweite und internationale Initiativen zu starten. So war sie 1990 eine der treibenden Kräfte zur Gründung des Behindertendachverbandes „Interessenvertretung

Selbstbestimmt Leben in Deutschland“ – ISL e.V. und war auch dort lange im Vorstand aktiv. Heute reist sie oft für den Bundesverband als Referentin.

Ein Highlight für Dinah war die erste Europäische Tagung behinderter Frauen 1996 in München. Diese Tagung wurde von DPI und bifos gemeinsam organisiert. Von 2005 bis

2006 nahm Dinah an den Treffen des Ad-Hoc-Komitees zur Behindertenrechtskonvention der UN in New York teil. Dort war sie Vorsitzende des Internationalen Frauenkomitees. Ihrem Einsatz ist unter anderem zu verdanken, dass in der Behindertenrechtskonvention den behinderten Frauen ein besonderer Artikel gewidmet ist.

Dinah ist froh darüber, dass die Behindertenbewegung in den letzten Jahren viel erreicht hat. Aber auch die kleinen Dinge des Lebens machen sie glücklich. Schöne Musik, ein Bild, eine Begegnung, eine schöne Landschaft oder Erdbeeren mit Schlagsahne. In ihrer Freizeit geht sie gern mit ihrer Hündin Orla spazieren oder ins Museum oder ins Theater.

Gefühle der Isolation und Minderwertigkeit, wie Dinah sie aus ihrer Kindheit und Jugend kennt, hat sie heute nicht mehr. Sie hat den Spieß einfach umgedreht und arbeitet entschieden daran, dass in Zukunft gesellschaftliche Rahmenbedingungen existieren, die es Frauen und Männern mit Behinderung und ihren Angehörigen leichter machen, ein selbstbestimmtes Leben in Würde zu führen. Lebendig, selbstbewusst und mitten drin.



Marlene Beilharz



Filmschauspielerin und Hilfsmittelkon- strukteurin

Marlene war beim Dreh von *Engelchen flieg* sechs Jahre alt, spielte ihre Rolle mit Bravour, konnte die Texte aller Darsteller auswendig und korrigierte Uwe Ochsenknecht, wenn er seinen Text mal etwas abgewandelt hat. Aus-rangierte Hilfsmittel gestaltet Marlene mit Eifer zu Robotern um. Die Expertin: „Man kann doch aus allem etwas machen.“

Les grandes créations de la petite Marlene

„Marlene, Marlene, mal Große und mal Klee-ne, unten schau die Füße raus, Marlene ist ne süße Maus. Und wenn dann die Marlene, mal schlecht gelaunt und müde ist, dann weiß se sich zu helfen, indem se dann Zitro-nen isst. Marlene, Marlene, is clever und ne Scheene und wenn se Langeweile hat, dann schmiedet se halt Pläne. Ideen hat se viele, für Spaß und auch zum Spielen und weil se

so ne Süße ist, drum teilt sie sie mit vielen.“

Am 22.11.1996 wagte Marlenchen ihren ersten Blick in diese Welt. An diesem Tag lief aber einiges schief. Es war Chaos im Kran-kenhaus! Marlene musste zwei Wochen auf die Intensivstation und auch ihrer Mama ging es gar nicht gut nach dieser schweren Geburt. Beide mussten eine Weile im Kran-kenhaus bleiben. Marlenes Bruder Moritz,

war damals drei Jahre alt und wartete natürlich gemeinsam mit Papa gespannt und sehnsüchtig auf die beiden. Nach drei Wochen war es endlich so weit. Mama und Marlenchen wurden von der Klinik als gesund entlassen.

Zu Hause sollte es nun gemütlicher und schöner für alle werden. Marlenchen brauchte ganz viel Wärme und Nähe und konnte die ersten sechs Monate nur in den Armen von Mama oder Papa schlafen. Mama Corinna merkte jedoch, dass Marlenes körperliche Entwicklung überhaupt nicht so verlief, wie man es von einem gesunden Baby erwartete. Marlenchen konnte ihre Bewegungen nicht koordinieren und deshalb auch nicht sitzen und krabbeln. Der erste Neurologe, den Corinna mit Marlene aufsuchte, war schlimmer als ein schlechter Witz. Er riss ihr Marlene aus den Händen, machte kurz ein paar seltsame, akrobatische Tests mit ihr und meinte ein paar Minuten später zu wissen, dass Marlene an Oligophrenie leide. Oligophrenie? Corinna blätterte zu Hause im Medizinischen Lexikon und las unter „Oligophrenie“: „Schwachsinn“. Corinna und ihrem Mann Werner fehlten nach dieser schwachsinnigen Fehldiagnose erstmal die Worte. Dann machten sich Wut, Ärger und Empörung breit. Der spinnt ja wohl! Marlenchen war doch ganz normal, nur konnte sie eben nicht eigenständig sitzen und sich bewegen wie sie wollte.

Mama schnappte ihr Marlenchen und ging in die Hausersche Kinderklinik in München. Hier war die Ärztin sehr nett und kompetent. Marlene war bereits elf Monate alt und wur-

de zum ersten Mal richtig untersucht. Nun war es klar: Bei der dramatischen Geburt hatte sie eine Schädigung des frühkindlichen Gehirns erlitten und als Folge Haltungs- und Bewegungsstörungen. In der Medizin heißt diese Behinderung „dystone Athetose“. Ab da bekam Marlene Physiotherapie und Ergotherapie und alles Mögliche, um ihre Entwicklung zu unterstützen. Als Marlenchen dann mit eineinhalb Jahren anfang, ihre ersten Worte zu sprechen, haben ihre Eltern aufgeatmet und waren sehr glücklich! „Wir werden also mit unserem Schatz ganz normal reden können! Sie wird uns sagen, wenn ihr etwas weh tut, was sie braucht und was sie empfindet!“

Mit drei Jahren ging Marlene in den Kindergarten der Stiftung Pfennigparade. Jeden Morgen kam ein Bus, der die Kinder von zu Hause abholte. Corinna fuhr in der ersten Woche mit, weil sie auf ihr Marlenchen aufpassen wollte, und checken wollte, dass sie gut sitzt und ihr keiner beim Umsetzen in den Buggy weh tat. Aber schon nach dieser ersten Woche wollte Marlenchen flügge werden und sagte: „Mama, jetzt will ich aber auch mal alleine fahren, wie die anderen Kinder. Du musst nicht mehr mitkommen.“

In ihren Kindergarten gingen auch die Zwilingsbrüder Daniel und Christoph, die für Marlene super Freunde wurden. Mit ihnen konnte sie kämpfen und spielen und die beiden dürfen auch heute noch bei keiner Party fehlen. Die Eltern mögen sich ebenfalls und haben genauso eine wertvolle Freundschaft entwickelt. Allerdings ist damals im Kindergarten auch ein Mädchen



gestorben. Das war traurig! Aber zum Trost haben alle eine Abschiedsfeier organisiert und viele Luftballons mit guten und schönen Wünschen für das Mädchen in den Himmel steigen lassen. Marlene ist überzeugt, dass diese Wünsche wirklich ankamen!

Eine Besonderheit der kleinen Marlene ist ihre unglaubliche Sensibilität! Seit dem Kindergartenalter liebte sie Märchen und Geschichten und jeder, den sie kriegen konnte, musste ihr etwas vorlesen. Es gab jedoch eine grundlegende Bedingung: Die Geschichten mussten gut ausgehen und es durfte nichts Schlimmes passieren und nicht mal ein Pferd oder eine Fliege sterben! Wehe! Denn dann bekam Marlene Angst! So schlimme Angst, dass sie sich total verkrampte und weinen musste und erstmal

kein weiteres Wort von dieser Geschichte hören wollte! Also mussten Mama oder Papa immer alle Geschichten vorher lesen, um sicher zu gehen, ob diese oder jene Geschichte eine Marlene-Geschichte sein könnte.

Die Omo-Oma hat ihrem Marlenchen immer Kasperletheater vorgespielt und natürlich auch gute Geschichten vorgelesen. Diese wurden dann manchmal auf Kassette aufgenommen. Omas vertrauenerweckende Stimme, hatte nämlich auf zauberhafte Weise auch ein bisschen Macht gegen die Angst. Und das war natürlich super! Um Spaß zu haben und gleichzeitig der gemeinen Angst ein Schnäppchen zu schlagen, haben sich Mama und Marlene auch gerne Phantasiespiele ausgedacht. Mama musste dann z.B.

eine böse Hexe spielen und Marlene hatte die Macht, die Hexe zu besiegen, oder sie spielte die kleine Maus Kau, die noch viel, viel größere Angst hatte als Marlene und die dann von Marlene beruhigt und getröstet werden musste. Und somit hatte Marlene selbst Gelegenheit, als die Starke und mutige Heldin aus der Geschichte heraus zu gehen. Mit der Zeit entwickelten sich die unterschiedlichsten Varianten, die Marlene mit Eltern, Freunden und Verwandten spielte. Irgendwann kam sogar ein Esel dazu, der Latein konnte: wenn Marlene Lateinvokabeln für die Schule lernen muss und mal nicht so viel Lust dazu hat, mischt sich doch glatt immer dieser neunmalkluger Esel ein und weiß einfach alles besser.

Manchmal fühlte Marlenchen so einen Zwiespalt zwischen Neugier, Lust und eben dieser schlimmen, gemeinen Angst. Dann konnte sie sich ganz schwer entscheiden, was sie nun wollte und war ganz verzweifelt, weil sie innerlich weder richtig Ja noch Nein sagen konnte. Aber je sicherer Marlenchen sich in dieser Welt fühlte, desto mutiger wurde sie mit den Jahren. Und so mochte sie mit der Zeit auch öfter mal eine spannendere Geschichte hören, wie z.B. *Räuber Hotzenplotz*, *Krabat*, *die Brüder Löwenherz* und *Harry Potter*.

Mit vier Jahren bekam Marlene ihren ersten Computer mit einer für sie geeigneten Tastatur. Die Ergotherapeutin hatte das empfohlen, weil es ein paar gute und einfache Computerspiele gab, bei denen man nur einen Knopf drücken musste. Klicken konnte Marlene ganz gut und es machte ihr wirklich

Spaß, diese Spiele zu lernen und immer besser darin zu werden. Eines dieser Rehaspiele heißt *Blob*, außerdem mochte sie noch *Memory* und bei *Ooops* war sie besonders gut. Da hatte sie schon einen speziellen Trick mit ihrer Taste herausgefunden, und wenn sie gegen ihren großen Bruder Moritz spielte, hieß es immer: „... and the winner iiiiiiis ... Marlene Beilharz!“



Bruder Moritz liebt sein Schwesterchen und vor seinen Freunden oder anderen Leuten hat er immer gleich klar gestellt: „Marlene kann halt nicht laufen, aber denken kann sie schon!“

Außer den Computer- und Phantasie-Rollen-spielen mochte Marlene noch das Angel-spiel mit der Magnetangel. Mama hat ihr die Angel an den Arm gebunden und so konnte sie prima Fischen. Puppen waren dagegen nicht so Marlenes Ding, dafür machen ihr aber alle Spiele Spaß, für die man Köpfchen braucht und bei denen man mit wenig körperlichem Einsatz etwas bewegen kann. Ein Häuschen bauen und es sich darin gemütlich machen, fand sie schön. Mit Fingerfarben oder am Computer malt Marlene auch gerne mal ein Bild. Und generell hat sie eine lebhaft Phantasie!

Sinnvolle Erfindungen sind eine weitere Leidenschaft von ihr – so hat sie beispielsweise eine Umblättermaschine entwickelt, die ihr beim Lesen die Seite umblättert: Jemand muss vorher einen Faden an die Buchseite binden, dann wird das Fadenende an ihrer elektrischen Eisenbahn befestigt. Wenn sie umblättern möchte, drückt sie einfach auf den Knopf, der die Eisenbahn zum Fahren bringt, und so wird die Seite umgeblättert. Eine weitere Erfindung ist ihre Spiele-bring-Maschine. Über ein gewisses Konstrukt aus Schnüren wird das Spiel vom Regal direkt auf Marlenes Spieltisch befördert. Genial! Oder? Die Fachfrau erklärt: „Wenn ich nicht zu den Spielen gehen kann, müssen die Spiele eben zu mir kommen. Is doch logisch, oder?“ Mit dieser brillanten Logik entstand

auch eine Getränke-Einschenk-Maschine und sogar die Knackwurstbringeranlage vom Sams hat sie schon nachgebaut. Es soll ja schließlich keiner verhungern und verdursteten! Ausrangierte Hilfsmittel wie z.B. Toilettenstühle gestaltet Marlene mit Eifer zu Robotern um. Die Expertin: „Man kann doch aus allem etwas machen.“

Marlene hat immer wieder ihre eigenen Assistentinnen. Früher waren das Pia, Vroni und Ines, die mittlerweile zu besten Freundinnen von Marlene und der ganzen Familie geworden sind. Sie waren die Mädchen für alles. Sie kamen nachhause, wenn die Eltern mal keine Zeit hatten und arbeiten mussten, oder wenn Marlene etwas ohne ihre Eltern unternehmen wollte. Pia begleitete Marlene später auch in die Schule, um ihr dort behilflich zu sein. Diese drei Superweiber sind inzwischen leider in andere Berufsleben eingestiegen, kommen aber Gott sei Dank immer noch zu Besuch! Würdige Nachfolgerinnen muss die Familie nun erst noch suchen. Die Chemie muss stimmen, Marlene muss sie mögen und sie sollten Lust haben, auf ihre Bedürfnisse einzugehen. Ansonsten müssen sie natürlich auch das Geschick und Einfühlungsvermögen besitzen, mit Marlenes empfindlichem Körper und all den Hilfsmitteln umzugehen.

Marlenes Eltern Corinna Beilharz und Werner Thal arbeiten freiberuflich. Corinna als Schauspielerin für Film und Theater, Papa Werner als Drehbuchautor. Inspiriert durch ihr Familienleben und Kontakten zu anderen Familien mit Kindern mit Behinderung, entstanden unter Werners Händen zwei Dreh-



Bilder aus den Fernsehfilmen *Engelchen flieg* und *Das Leuchten der Sterne*

bücher: *Engelchen flieg* und *Das Leuchten der Sterne* wurden von Regisseur Adolf Winkelmann verfilmt. Hauptdarsteller: Marlene, Mama Corinna, Bruder Moritz, Uwe Ochsenknecht und Michael Fitz.

Marlene war beim Dreh von *Engelchen flieg* gerade mal sechs Jahre alt. Ihre Rolle der kleinen Pauline spielte sie mit Bravour. Sie

konnte alle Texte, auch die der anderen Darsteller auswendig und korrigierte gewissenhaft Uwe Ochsenknecht, der im Film die Rolle des Vaters spielte, wenn er seinen Text mal etwas abgewandelt hat. Marlenchen arbeitet schon genau! Der Dreh fand damals hauptsächlich im Haus von Corinna und Werner statt. *Das Leuchten der Sterne* wurde drei Jahre später gedreht. Diesmal an einem anderen Drehort. Auch bei diesem Spielfilm hatte Marlene wieder jede Menge Spaß. Dieses Mal spielte Michael Fitz den Vater der kleinen Pauline. Mit dabei am Set waren die Assistentinnen Pia, Vroni und Ines, da ja Corinna in ihrer Profession als Schauspielerin gefordert war.

Der Regisseur Adolf Winkelmann war sehr nett zu Marlene und sorgte dafür, dass für die kleine Film-Diva immer ausreichend frische Zitronenscheibchen am Drehort waren, denn sauer macht lustig. Natürlich war das Ganze auch sehr anstrengend und interessant für alle Beteiligten. Den Tearblower, ein Hilfsmittel beim Film, um Tränen zu erzeugen, wollte Marlene unbedingt auch mal ausprobieren. Als Adolf Winkelmann das hörte, rief er sofort: „Maske, Maske! Alles, was die Dame wünscht! Die Dame möchte den Tearblower. Dalli, Dalli!“ Er hat Marlenchen fast jeden Wunsch erfüllt, denn er mochte sie einfach. In einem Interview zum Film sagte er: „Marlene ist ein faszinierendes Mädchen, hochintelligent, hübsch, voller Witz und Charme“. Und er hat absolut recht! Die Zwillingsbrüder und ein paar andere Kinder durften übrigens auch mitspielen. Alle haben sich mächtig ins Zeug gelegt, um ihre Rolle gut zu spielen und waren am Ende

sehr stolz. Beide Filme sind einfach in jeder Hinsicht sehr gut gelungen und wurden bereits mehrfach im Fernsehen gesendet. Zu Kopf gestiegen ist Marlene ihr Ruhm aber nicht. Dafür ist sie ein viel zu natürliches Mädchen und außerdem noch an so vielen anderen Dingen interessiert.

Seit 2007 geht Marlene aufs Gymnasium, in das kleine private Lehrinstitut Derksen in Großhadern. Dies ist eine Integrationsschule, die einige Plätze für Kinder mit Behinderung anbietet. Erst musste Marlene zehn Samstage zum Schnupperkurs und Eignungstest. Sie wollte unbedingt bestehen und hat das ganze Programm eisern durchgezogen, obwohl sie unter der Woche noch die Grundschule besuchte. Freunde und Zugang zu Lehrkräften und zum Schulstoff hat sie schnell gefunden und ihre aktuellen Lieblingsfächer sind Kunst und Informatik. Lektüre gibt es auch als Fach. Darin ist Marlene sowieso gut. Sie liest sehr gern, liebt Balladen, Gedichte und Geschichten mittlerweile sogar auf sehr anspruchsvollem Niveau. So mag die junge Dame inzwischen *die Bürgschaft* von Schiller oder *Die Launen der Verliebten* von Heinrich Heine. In diesem Genre triumphiert sie zu ihrem Amüsement auch gerne mal, indem sie Leute fragt, ob sie wissen, in welchem Gedicht ein bestimmter Text vorkommt, den sie dann ganz unschuldig rezitiert. Bevorzugt merkt sie sich Reime, und wenn sie mal mit einem Lernstoff Schwierigkeiten hat, fordert sie Mama und Papa auf, einen Reim über diesen Lernstoff zu bilden, damit sie ihn besser behalten kann. Englisch spricht die Lady ebenfalls gern und Latein hat sie manchmal

sogar besser drauf, als ihr großer Bruder. Na ja, dafür ist Moritz halt in anderen Sachen überlegen. Am Computer hat sich Marlene auch hochgearbeitet und nutzt diesen nun auch für Schularbeiten, zum Schachspielen und gelegentlich für kleine Telefonstreiche mit marcophono.net. Mit ihrem Kinn kann sie den Joystick bedienen und über eine Bildschirmtastatur schreiben. Eine Augensteuerung gibt es auch, und die probiert sie vielleicht bald mal aus. Natürlich ist sie glücklich über alle Hilfsmittel, die ihr ein weitgehend eigenständiges Spielen und Arbeiten ermöglichen! Demnächst wird sie sich auch bei den Lokalisten anmelden, um weitere Freundschaften zu knüpfen und bestehende zu pflegen.

In ihrer Freizeit ist Marlene besonders happy, wenn sich jemand eine Schnitzeljagd für sie ausdenkt! Zuhause hört sie gerne Hörbücher und hat bereits die ganze Familie damit angesteckt. Brettspiele wie z.B. *Mühle* oder *Dame* bereiten ihr ebenso Vergnügen und bei Computerspielen steht sie bevorzugt auf Fritz und fertig. Damit hat sie super Schachspielen gelernt. Ihre neueste Errungenschaft, ist das Spiel *Sims*. Fernsehen ist eigentlich nicht so Marlenes Ding. Außer die Sendung mit der Maus, die findet sie gut. Gelegentlich schaut sie auch mal etwas auf DVD an: *Tom und Jerry*, *Lucky Luke*, *Madagaskar 2*, *Tootsie*, *Der Clou*, *Zwei glorreiche Halunken* und *Hair* gehören heute zu ihren Lieblingsfilmen. Aber bevor sie sich etwas Neues ansieht, muss ihr jemand den Inhalt erzählen. Eine gewisse Zensur durch ihre Angstkenner, ist ihr also immer noch lieber und wehe, wenn da mal einer nicht rich-



Marlene mit ihrer Assistentin beim entwickeln der Seitenumblättermaschine

tig aufgepasst hat und sie sich etwas ansehn muss, das ihr sensibles Gemüt belastet. Dann bekommen die Sensoren aber Schimpfe! Was Marlenes Musikgeschmack betrifft, hört sie gern die Ärzte, die Prinzen, die Wise Guys, Georg Kreisler und klassische Lieder von Schubert oder Loewe, weil da so schöne Balladen vertont sind. Aber auch wenn sie jemand zum Rock'n'Roll auf-

fordert, ist sie sofort dabei! Wilde Action mag Marlene mit Menschen, denen sie vertrauen kann! Mit Papa beim Schwimmen traut sie sich fast alles und ist mit ihm zu einer richtigen Wasserratte geworden. Zusammen wagen die beiden mutigen Köpfe, vorwärts und rückwärts Saltos, Sprünge von weit oben und so lange Tauchen, bis es Mama langsam mulmig wird! Damit nichts schief gehen kann, haben sie dafür ihre eigene Unterwasserzeichensprache entwickelt.

Therapietermine hat Marlene auch nach der Schule. Besonders wichtig sind die Termine mit Anita, ihrer Physiotherapeutin. Mit ihr macht sie auch Dinge, die richtig Spaß machen. Sie üben Ski fahren oder laufen mit Marlenes Walker zum Lebascha um die Ecke, um Lakritze, Marlenes Lieblingsnasscherei, zu kaufen. Dafür geht sie meilenweit. Wenn ´s sein muss auch im strömenden Regen *I´m singin´ in the rain* singend. Ihre Therapien machen ihr eigentlich alle Spaß beziehungsweise, sie macht einfach nur die, die ihr Spaß machen! Musiktherapie, Ergotherapie, Hippotherapie und Physiotherapie. Reiten hat ihr so gefallen, aber momentan gibt es dort kein geeignetes Pferd für Marlene. Schade! Aber vielleicht kommt ja wieder eins. Marlene hat gemeinsam mit Mama schon einige Therapien ausprobiert, aber Marlene und Corinna sind sich einig, dass es nur etwas bringt, wenn es auch Spaß macht.

Mittlerweile könnte Marlene ein ganzes Buch mit Kurzgeschichten füllen über ihre Erlebnisse mit seltsamen Menschen und deren

dummen Kommentaren. Wenn sie mit ihrem Rolli spazieren fährt, gibt es doch fast immer jemanden, der vielleicht ein kleines bisschen an Oligophrenie leidet. Einer wollte sie segnen, ein Betrunkener hat die ganze Zeit Zauberformeln auf ihre Hand gesprochen, bis Papa sie endlich befreien konnte. Das Schlimmste war, als Mama von so einer blöden Frau angeklagt wurde mit den Wor-

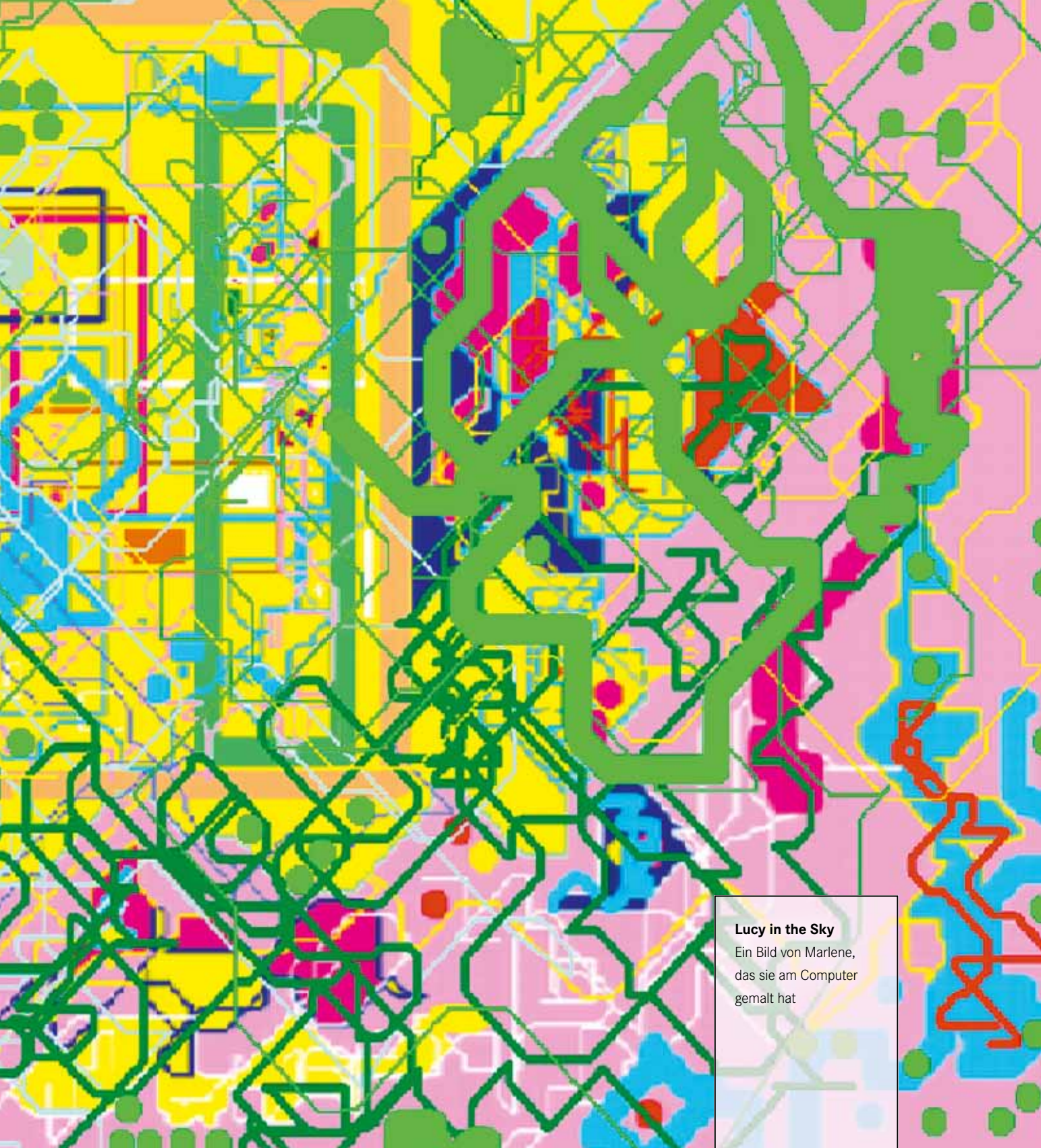
ten: „Warum ist sie denn behindert? Wegen Ihnen! Oder glauben Sie, so etwas macht der liebe Gott?“ Das war echt zu viel! Wieder ein anderer stammelte etwas von „krumme Händ“, bis Papa ihn bat, seine dummen Kommentare doch einfach für sich zu behalten. Der nächste wollte etwas abseits im Park unbedingt mit Marlene beten. Als Mama fragte: „Und was hast du dann ge-



macht?“, sagte Marlene: „Na ja, dann hab ich halt mit ihm gebetet, damit er Ruhe gibt!“ Nun wurde es Mama aber langsam zu bunt, und seitdem hat Marlene eine laute Hupe am Rolli, um auf sich aufmerksam zu machen, wenn ihr mal jemand zu unangenehm wird! Betroffen war Marlene auch, als sie am Spielplatz aus Versehen einem Mädchen über den Fuß gefahren ist, sich entschuldigt hat und ein Junge sagte: „Ach lass die doch. Die hat doch eh kein Gehirn.“ So was ist einfach wahnsinnig gemein. Aber als mal wieder ein Betrunkener bedauernd und mitleidig: „Traurig, traurig ...“ jammerte, hatte Marlene ihren trockenen Humor wieder gewonnen und meinte nur: „Ich kann ja nicht den ganzen Tag heulen!“ Was Marlene absolut nicht leiden kann, ist, wenn jemand über ihren Kopf hinweg über sie redet! Das regt sie echt auf und deshalb stellt sie in so einem Fall auch sofort klar, dass man mit ihr direkt reden kann!

Marlene liebt Party machen! Darin hat sie Stil und genaue Vorstellungen. Egal ob zu Hause oder wo anders. Wenn Papa vorschlägt Essen zu gehen, ist Marlene sofort dabei! Sie mag Seafood, Oliven und probiert auch gerne mal etwas Exotischeres. Der Kakao muss aus der Tasse gelöffelt werden, weil er ihr so am besten schmeckt, und im Restaurant bekommt die Prinzessin ihren antialkoholischen Cocktail selbstverständlich im Sektglas serviert. Marlene und Corinna haben mittlerweile schon einige gemeinsame Interessen, die sie zusammen genießen. So waren die beiden in einem Liederabend von Thomas Quasthoff. Marlene war beeindruckt, aber auch ihn hat Marlenes





Lucy in the Sky

Ein Bild von Marlene,
das sie am Computer
gemalt hat



Charme wohl nicht kalt gelassen und so überreichte er ihr am Ende des Konzerts seinen Blumenstrauß. Darüber hat sie sich natürlich sehr gefreut und war auch ein kleines bisschen stolz. Als Mama selbst für sechs Wochen in Köln war, um in der Oper *Die Zauberflöte* mitzuspielen, ist Marlene mit Papa und Moritz zur Premiere gefahren. Das war auch super.

Für griechische Mythologie kann sich Marlene ebenfalls begeistern. Sie kennt viele Sagen auswendig und als sie mit Mama eine Ausstellung besuchte, erkannte sie die meisten Geschichten, die dort auf den alten Vasen abgebildet waren. Marlene erzählt, „Der eine hat einen Löwen erlegt und ein anderer hat das Haus einer Frau verwüstet und sich mit ihr rumgestritten, aber dann ist er abgehauen. Gott sei dank! Mama, wie heißen die starken Frauen, die immer geritten sind? Schnell, hilf mir, sag es! A..., Aaa..., Amazonen!“ Mit leicht vorwurfsvollem Unterton, wirft sie ein: „Jetzt musste es mir wieder einfallen!“, setzt aber sogleich aufgeregt ihre Erzählung fort. Mama meint hierzu nur: „Marlene hat einfach das bessere Gedächtnis von uns beiden.“

Weihnachten verbringt die ganze Familie jedes Jahr auf Gomera. Teilweise aus nostalgischen Gründen und natürlich, weil sie dort alle bereits viele Freunde gewonnen haben. Einer der Freunde hat sogar einen Zirkushund, der Marlene ganz vorsichtig ihr Haargummi rausziehen kann. Den liebt sie total! In der Regel ist Marlenes Köpfchen so rege, dass sie im Alltag oft vergisst, sich Pausen zu gönnen. Wenn sie aber im Urlaub stundenlang aufs Meer blickt, oder am Abend in die lodernde Wärme eines Lagerfeuers, kann sie endlich mal so richtig relaxen!

Auf die Frage, ob sie sich schon mal verliebt hat, antwortet Marlene: „Ehrlich gesagt noch nicht. Ich meine, ich hab nix gegen Jungs, nur manche Jungs-Mädchen-Streitereien nerven mich ein bisschen.“ Die Kumpels von Moritz findet sie meistens ganz

nett, weil die halt normal mit ihr umgehen!
Und auf die Frage, ob sie schon Vorstellungen für ihre Zukunft hat, sagt sie: „not really“. Mit sechs Jahren wollte sie Fallschirmspringerin werden, mit neun Profilerin. Momentan schwankt sie zwischen Archäologin und Informatikerin. Informatikerin, weil sie gerne mehr und bessere Computerspiele entwickeln würde, die auch für Menschen

mit körperlichen Einschränkungen geeignet sind. Aber wer weiß, vielleicht studiert sie ja auch Maschinenbau!

Corinna und Werner wollen ihr natürlich alles mitgeben, was sie braucht, um ihr gesundes Selbstbewusstsein weiter zu entwickeln. Dazu gehört auch, dass sie auf ihre Weise gut für sich sorgt, in dem sie sich traut, einzufordern was sie braucht. Egal ob es nun um Assistenz, Hilfsmittel, Bildung oder später mal Partnerschaft und eigenständiges Wohnen geht: „Was wir ihr sonst noch wünschen, ist selbstverständlich Schmerzfreiheit, jede Menge Spaß und dass sie ihre vielseitigen Interessen pflegt, damit ihr Leben bunt und schön bleibt. Uns ist es wichtig, ein relativ normales Leben zu führen. Wir haben keinen Bock auf Bewunderung und Bekundungen, wie toll wir alles meistern. Auch bei uns gibt es ganz normale Stresssituationen, und Dinge, die es zu bewältigen gilt. So wie in allen Familien eben. Wir wollen nicht leugnen, dass uns dieses kleine Weib manchmal ganz schön auf Trab hält, aber wir haben alle auch unseren Spaß und wir haben Marlene halt einfach zum Fressen gern!“



Sema Schaffer



Tänzerin und Performancekünstlerin

Tanzen ist seit meiner Jugend bis heute eine meiner größten Leidenschaften. Seit ca. 30 Jahren gehe ich ins Tanztraining beim USC-Universitäts-Sportclub München. Abgesehen vom Training, nahm ich an sehr vielen In- und Auslands-Projekten teil, hatte mit der Gruppe fantastische Bühnenauftritte, Reisen und jede Menge Spaß. Seit drei Jahren bin ich zusätzlich in der Performancegruppe „abart“ aktiv.

Das Mädchen aus Izmir

Mein Name ist Sema. Ich kam am 22. September 1961 auf die Welt. Sema ist auf Türkisch das Wort für den Tanz der Derwische und zugleich bedeutet es „Himmel“. Ich war ein quirliges, aber oft auch ein braves, schüchternes Mädchen. Mit neun Monaten bekam ich hohes Fieber. Meinen Cousin hat es auch erwischt und danach hatten wir Polio, deswegen robbten wir ab

da immer auf dem Boden herum. Das war normal. Ich bin in der Türkei geboren und lebte dort – mit Mama, Papa, meiner kleinen Schwester Selime und meinem großen Bruder Ufuk – in Izmir, in einem kleinen Häuschen mit zwei Zimmern, einer Küche und einem Klo. Gegessen haben wir auf dem Boden. Fernseher hatten wir keinen. Das war auch normal.

Meistens habe ich im Freien mit den anderen Kindern gespielt. Die ganze Nachbarschaft war wie eine große Familie, alle waren da und ich mittendrin. Fast immer schien die Sonne. Blöd war nur, dass ich nicht in die Schule konnte. Wir hatten kein Auto und so war es für Mama zu anstrengend, mich dorthin zu tragen. Wenn dann meine Geschwister aus der Schule kamen, war ich neugierig, was die gelernt hatten und sie erklärten mir die Hausaufgaben. So habe ich Rechnen, Lesen und Schreiben gelernt.

Gegenüber von uns wohnte ein Opa. Wenn ich morgens auf der Veranda saß, stand er oft noch in seiner Schlafanzug hose oben auf seinem Balkon, winkte, lächelte und rief: „Semus“. Das ist die Verniedlichung von Sema. Meine Oma wohnte auch in unserer Nähe und hatte Schafe, Hühner und Katzen. Oma machte oft ein großes Bettenlager, damit alle Enkelkinder bei ihr schlafen konnten. Wenn wir da beisammen lagen, dachten wir uns schöne und lustige Geschichten aus.

In unserer Straße gab es auch einen Jungen, der mich immer, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, auf seinen Arm nahm, und mir in unserem kleinen Krämerladen Süßigkeiten kaufte. Ich hatte eine schöne Kindheit. Und ganz unter uns: ich kam überall hin, wo ich hin wollte und das ist auch heute noch so! Außerdem wollte ich allen zeigen, dass ich auch alles kann, was die anderen können. Okay, manchmal war ich ein bisschen traurig, weil ich das Gefühl hatte, dass mein Papa vielleicht meine Schwester lieber als mich hatte, weil er mit ihr besser herum-

albern und knuddeln konnte. Da bekam ich dann ein mulmiges Gefühl. War ich, so wie ich bin, vielleicht doch nicht genauso liebenswert und gut wie meine Schwester oder andere Mädchen?

Ich hatte eine blonde Freundin, die mich überall mit hin nahm, und ich wiederum sorgte liebevoll und beschützend für Mine, ein Waisenmädchen aus unserer Straße. Wir spielten „Familie“ oder Fußball. Beim Fußball saßen mein Cousin und ich im Tor. Außerdem spielten wir gern mit Steinchen oder anderen Dingen, die die Natur so hergibt, und ich fühlte mich, so wie alles war, sehr wohl in meiner Haut und in Mamas selbst gehäkelten Kleidern. Mein Papa arbeitete als Koch für Soldaten in einem Militärcamp am Meer. In den Sommerferien verbrachten wir dort unseren Familienurlaub. Vor Papa hatten wir alle Respekt. Zu ihm hatte ich größtes Vertrauen und wenn ich Angst hatte, war er mein Beschützer. Ich mochte gern, wenn er frisch rasiert war. Dann kam er zu mir und ich durfte ihn abküssen. Das machen wir heute noch so. Mama sorgte für den lieben Frieden. Sie glaubte an Allah und ging immer wieder mit mir zu Ärzten und Heilquellen. Oft saßen wir mit anderen Müttern und Kindern zusammen und alle strickten, häkelten und stickten. Im Winter haben wir es uns gemütlich gemacht, hockten zuhause vor dem Holzkohleofen, hörten Hörspiele und tranken Tee.

Aber es kam die Zeit, da lag was in der Luft. Mama war ein bisschen traurig, weil ich nicht laufen konnte. Eines Tages erzählte ihr



eine Bekannte, dass die Ärzte in Deutschland noch besser sind. Ich hab es nicht verstanden, aber Mama packte ihre Taschen und ging ohne uns nach Deutschland. Wir Kinder blieben bei Oma und Papa. Im Sommer 1971, ich war neun, fuhren wir dann alle mit dem Zug nach Deutschland. Oma blieb sehr traurig in der Türkei zurück. Nun schien die Sonne seltener und es war kalt. Ich erlebte zum ersten Mal Schnee. Plötzlich hatten wir eine Wohnung mit Esstisch und Fernseher. Vorbei wars mit Spielen auf der Straße. Da war nix los und verstanden hätte mich eh keiner. Nicht mal ein Opa winkte mir. Wie es wohl Mine, Oma und den Schafen geht? Was sollte ich hier eigentlich?

Mama wusste, was ich hier sollte. Ich sollte gesund werden. Aber war ich denn krank?

Eigentlich fühlte ich mich ganz gesund, aber irgendwas musste wohl falsch an mir sein. So brachten mich meine Eltern nach München in die Klinik. Mit Unterbrechungen, war ich ungefähr zwei Jahre dort und wurde ein paar Mal operiert. Als Mama mich besuchte und ich im Gips vor ihr lag, schaute sie mich entsetzt an. Ich glaube, sie wusste gar nicht, dass ich operiert wurde. Wie denn auch, wenn man die Sprache noch nicht richtig versteht? Trotzdem, immerhin habe ich im Krankenhaus Deutsch gelernt. Eine Schwester, die uns immer Spielzeug brachte, fragte mich eines Tages, was ich haben möchte. Und es gab da so eine kleine Schule mit Holzfigürchen, die hatte es mir angetan! Ich war zwar schüchtern, doch war mein Wunsch, mit dieser Schule zu spielen, bevor sie mir ein anderes Kind wegschnappt,



größer! So, war mein erstes Wort: „Schule“. Spielend lernte ich mehr und mehr.

Zwischendurch, durfte ich immer wieder mal für ein paar Wochen nach Hause. Und da wir nun einen Fernseher hatten, entdeckte ich *Telekolleg* und andere Sendungen, durch die ich viel lernen konnte. Das Gefühl, unzulänglich und nutzlos zu sein, mochte ich

überhaupt nicht! Wer mag das denn schon? Es reichte mir nicht mehr, dass mich alle nur lieb und nett fanden! Ich wollte verdammt noch mal, auch eine Truhe für die Aussteuer! Es gehört eigentlich zur türkischen Kultur, dass Mädchen ab dem Jugendalter eine bekommen! Meine Mutter hatte für meine jüngere Schwester schon eine angelegt. Aber wo blieb meine? Ich tat doch schon alles,

Die Oma und ich, wir hatten uns lieb. Sie hatte schneeweiße, lange Haare, die sie zu Zöpfen flocht und ein wunderschönes schrumpeliges Gesicht. Oft trug sie mich auf ihrem Rücken durch die ganze Stadt mit sich zum Markt.

um ein gutes Mädchen zu sein! Mama und Papa waren aber so überzeugt, dass mich niemals ein Mann zum Heiraten aussuchen würde und so lohnte es sich wohl nicht. Dafür bekam ich mit zwölf Jahren ein paar komische und sehr schwere Geh-Apparate verpasst. Jetzt fühlte ich mich erst mal so richtig behindert. Es war sauanstrengend mit den Dingern zu laufen. Die Aussteuertruhe wäre mir echt lieber gewesen! Von mir aus auch ohne Inhalt. Aber nichts. Stattdessen fingen natürlich auch ohne Aussteuertruhe meine Hormone an verrückt zu spielen und ich erfuhr obendrein mit 13 Jahren meine erste unglückliche Verliebtheit in einen Freund meines Bruders. Doch da meine Eltern so überzeugt waren, dass mich eh keiner wollte, dachte ich schon genauso. Schmerzhaft war, dass ich mit keinem darüber reden konnte. Ich war ja offenbar nicht ganz normal. Da halfen dann auch keine Geh-Apparate, Ärzte und Heilquellen mehr. Das einzige, was mir persönlich wirklich geholfen hat, war mein erster Rollstuhl, mit dem ich meine Beweglichkeit neu erfahren konnte.

Meine Rettung war dann, mit 13 Jahren endlich in der Schule und im dazugehörigen Internat in München zu landen. Die Tochter unserer Nachbarfamilie half dabei – meine Eltern alleine waren damit überfordert –, aber sie war sehr nett und sagte immer: „Mensch, die Sema muss doch in die Schule!“ Und so setzte sie sich dafür ein, dass mein lang ersehnter Wunsch Wahrheit wurde. Ich freute mich, bekam meine erste eigene Schultasche und kam sofort in die vierte Klasse. Schlau war ich ja. Und immerhin

war meine Mutter auch mal stolz auf mich! Bevor ich ging stibitzte ich meinem Bruder aber noch ein kleines Foto von meinem Schwarm. Der musste mit. Träumen darf man ja.

Im Internat entschied ich: „Schluss mit dem Selbstmitleid“. Mir wurde zum ersten Mal richtig bewusst, wie viele es von meiner „Sorte“ und in meiner Lage gab. Cool war, dass viele ganz gut drauf waren und dann traf ich dort auch noch eine Freundin aus der Klinik wieder und unsere Freundschaft wurde dicker. Einmal lieb sie mir einen Liebesroman. Ich musste ja mein Deutsch verbessern! Als ich es mir abends im Bett damit gemütlich machte, kam die Erzieherin und empörte sich über unsere fehlende Moral. Dabei war der Liebesroman harmloser als so manche Erziehungsmethode. Nun ja, wir hatten auf jeden Fall unseren Spaß und sind bis heute sehr gute Freundinnen geblieben! Einige Zeit später, wurde dann Schwester Lara (Name geändert) als Nachtwache eingesetzt. Ab da hatten wir noch mehr Spaß, denn sie war echt nett und nebenbei auch noch Liebesbotin, in dem sie Liebesbriefe zwischen den Jungs und Mädchen austeilte. Dann kamen zu unserem Mädchenglück noch zwei junge Erzieherinnen, bei denen Liebesromane, Partys und Freunde erlaubt waren. In dieser Zeit entwickelte ich mehr Selbstbewusstsein und Selbständigkeit und erste Frühlingsgefühle machten sich in mir breit.

Silvester 1976. Meine Eltern hatten eine Party mit türkischen Freunden organisiert. Alles war superschön und irgendwie aufre-

gend. Kurz vor Mitternacht sahen wir uns im Fernseher eine Gala an, in der die Jahreshoroskope für alle Sternzeichen vorgelesen wurden. Ich habe das nie vergessen. Meine Glückszahl für das neue Jahr sollte die 7 sein. So bahnte es sich an, dass ein Junge aus dem Internat seine Augen nicht mehr von mir lassen konnte. Wir hatten uns ineinander verliebt, waren aber beide so schüchtern, dass wir uns wochenlang erst mal nur Liebesbriefe schrieben. Sehnüchtig wartete ich jeden Abend auf unsere Liebesbotin Schwester Lara. Ich fand ihn so süß und hatte längst auch ganz schöne Schmetterlinge im Bauch. Und prompt ... die Sterne lügen nicht! Am 7.7.1977 um 7 Uhr und 7 Minuten bekam ich meinen ersten Kuss. Die Sterne tanzten vor meinen Augen. Bin ich es doch wert, geliebt zu werden wie andere Mädchen? Wird mich irgendwann doch mal ein Mann zum Heiraten aussuchen?

Wenn ich nun am Sonntagabend von meinen Eltern wieder ins Internat kam, wartete er sehnüchtig auf mich und eine romantische, glückliche Zeit begann. Zugegeben, es war im Nachhinein betrachtet eine harmlose, unschuldige Jugendliebe. Aber in meinem Kopf änderte sie einiges. Nach eineinhalb Jahren machte er seinen Abschluss und verließ die Schule. Wir sahen uns immer seltener und entschieden uns für eine Trennung. Unglücklich war ich aber nicht. Ich schaukelte im Garten, genoss meine Jugend und wagte es, hin und wieder mal ein Auge auf den ein oder anderen Zivi zu werfen, um zu sehen, ob ich bei Männern ohne Behinderung eventuell auch ein paar Hormone anregen könnte.

Mittlerweile besuchte ich in der Wirtschaftsschule den kaufmännischen Bereich und bereitete mich auf die Mittlere Reife vor. Schreibmaschine, Deutsch, Englisch und Stenographie waren meine Lieblingsfächer.

Ich war 19, als ich meinen zukünftigen Mann kennen lernte. Es war 1981, kurz vor den Sommerferien. Ich stand, wie so oft nach der Schule, in der Rollstuhl-Rush-hour vor dem Aufzug. Es war heiß und sollte noch heißer werden. Als ich endlich an der Reihe war und sich die Aufzugtür öffnete, stand er vor mir. Ein Zivi mit pechschwarzen, langen Haaren und es war Liebe auf den ersten Blick! Ich fühlte mich einfach ohnmächtig, dieser Liebe zu widerstehen. Ständig sah ich ihn und dann wurde er auch noch als Aushilfe in meiner Internatsgruppe eingesetzt und brachte mich freitags zum Tanztraining. Meine Gefühle wurden immer intensiver. An meinem 20. Geburtstag ging ich mit ein paar Freundinnen in die Kneipe zum Feiern und fragte ihn, ob er mitkommen wollte. Es war zwar verboten, aber es führte kein Weg mehr daran vorbei, dass wir uns näher kamen. Auf dem Weg pflückte er eine Rose. Es wurde meine Rose, auf die 15 Jahre Ehe und zwei wunderbare Kinder folgten. Heute klebt noch ein vertrocknetes einzelnes Blütenblatt in meinem Fotoalbum mit ein paar handgeschriebenen Zettelchen, die meine damaligen Stimmungen ausdrückten.

Einige Zeit nach meinem Geburtstag lagen wir gemeinsam im Gruppenraum und schauten Fernsehen. Vorsichtig nahm er meine Hand und fing an mich zu küssen. Ich glau-

Das erste Foto Semas
in Deutschland, als
sie neun Jahre alt war.

be, ich war noch nie vorher so dermaßen verknallt. Es war mein erster Freund ohne Behinderung, aber dieses Wort und alles, was viele damit verbinden, war in diesem Zustand vollkommen irrelevant! Schwieriger war, dass wir es vor allen verheimlichen mussten. Ein Zivi mit einer Internatsschülerin, das durfte nicht sein. Ich redete mit meiner besten Freundin darüber und zu un-

serem Glück, bekamen wir an den Wochenenden die Wohnungsschlüssel ihres Freundes, der in dieser Zeit seine Wohnung nicht brauchte. So konnten wir unser Liebesglück wenigstens dort ganz unbehindert genießen! Meinen Eltern erzählte ich nichts. Als türkisches Mädchen, mit Behinderung, einen deutschen Zivi als unehelichen Freund zu haben, dass waren doch zu viele Herausfor-



derungen für ihre dogmatischen Vorstellungen! An einem Wochenende nahm er mich dann mal mit zu seinen Eltern. Diese dachten, ich sei so ein Mädchen aus dem Internat, auf das er aufpassen muss. Gott, war mir das unangenehm. Für die Nacht wurde ich im Gästezimmer einquartiert, aber als seine Mutter mitbekam, dass er bei mir schlief, gab es auch hier unangenehmen Gegenwind.

Letztendlich, fand der Leiter der Zivis heraus, dass wir zusammen waren und es kam zu einer heftigen Moralpredigt. Wir sollten doch vernünftig sein und diese Beziehung beenden. Nun war ich ganz schön down. Spinnen die denn jetzt alle? Wir lieben uns doch! Kann sich nicht mal jemand mit uns freuen? Verdammt noch mal. An mir war doch alles dran, was an einer Frau so dran sein soll! Und habe ich mich irgendjemandem gegenüber falsch verhalten? Nein! Das Schicksal half nach, um zu beweisen, dass an mir wirklich alles dran ist, was an einer Frau so dran sein soll. Im April 1982 war ich schwanger!

Nun offenbarte ich mich meiner Schwester. Meine Eltern einzuweihen, lag jedoch wie eine schwere Last auf meinem Herzen. Ich hatte so Angst, mein Vater würde mich verabscheuen und nicht mehr lieben. Gemeinsam mit meiner Schwester, erzählte ich also erst mal meiner Mutter, wie sich in meinem Leben alles entwickelt hatte. Meine Mutter reagierte allerdings sehr skurril, indem sie erschrak und fragte: „Hat er dich vergewaltigt, sollen wir etwas unternehmen?“ Das Gefühlschaos war groß und wir verloren alle

drei viele Tränen. Ich weiß nicht, ob Allah für oder gegen unsere Liebe war, aber ich und mein Freund waren dafür.

Da ich mich im Internat nicht mehr wohl fühlte, zog ich in ein Mädchenwohnheim zu den Ursulinen um. Meine Schule besuchte ich weiter. Nun war es ein Triumphgefühl, wenn ich meinen Freund in unserer Freizeit, in seiner Wohnung im Internatsgebäude besuchte und uns der Zivileiter begegnete. Jetzt konnte er denken, was er wollte. Ich war die stolze Freundin eines Mannes, der mich zu lieben und zu schätzen wusste! Und ich war keineswegs bereit, den Schwanz einzuziehen!

Ins Mädchenwohnheim konnte ich ihn nicht mitnehmen und so lebte er nach dem Zivildienst eine Weile in seinem VW Bus. Manchmal erbarmten sich die Schwestern und ließen ihn in der Besenkammer übernachten. Aber dennoch, VW-Bus, Besenkammer und Mädchenwohnheim waren keine Dauerlösungen für ein junges Paar, das ein Kind erwartet. Mein Freund jobbte neben seinem Studium. Und ich arbeitete vor meiner Entbindung bis zum Mutterschutz drei Monate in der Büroabteilung des VdK. Es war wirklich ein ereignisreiches Jahr. Im Januar entschieden wir uns für eine feste Beziehung, im April wurde ich schwanger, im Juli schloss ich erfolgreich die Mittlere Reife ab und im Dezember bezogen wir unsere erste gemeinsame Wohnung. Diese zu bekommen, Rolli geeignet, zu einem günstigen Mietpreis und rechtzeitig vor meiner Entbindung war also die nächste Herausforderung. Unsere Suche erwies sich anfänglich als sehr schwierig. So

rollte ich schließlich auf Empfehlung eines Freundes hochschwanger ins Sekretariat des Oberbürgermeisters und bat um Hilfe. In vier Wochen kam unser Kind zur Welt und bis dahin sollte es geschafft sein, ein kleines Zuhause für uns einzurichten. Tatsächlich bekamen wir über das Wohnungsamt sehr schnell eine kleine schnuckelige Sozialwohnung. Durch Freunde, Eltern und Gebraucht-möbellager, war es dort innerhalb kürzester Zeit richtig gemütlich.

Geplant war ein Kaiserschnitt und als ich am 13. Januar 1983 zur Voruntersuchung in die Klinik fuhr, sagte mir der Arzt: „Ihr Baby ist schon fertig, wenn sie möchten, können wir es gleich rausholen“. Kurz darauf hielt ich unsere Tochter Sarah im Arm.

Ich freute mich sehr, als meine Schwiegereltern, meine Schwester und meine Mutter kamen, um unseren Familiennachwuchs zu bestaunen. Nur mein Vater war noch nicht dazu bereit. Zu ihm hatte ich seit der Schwangerschaft keinen Kontakt. Als ich jedoch wieder zu Hause war, besuchten wir ihn und so lagen wir uns wieder glücklich und erleichtert in den Armen. Unsere Hochzeit folgte am 6. Mai 1983. Die Flitterwochen verbrachten wir gemeinsam mit Sarah in der Toscana. Drei Jahre hatte ich nun ausgiebig Zeit, mich unserer Tochter und meiner Rolle als Ehefrau und Mutter zu widmen. Während mein Mann arbeiten ging, habe ich mit einer Hand den Buggy geschoben und mit der anderen den Rollstuhl, habe mein Baby gestillt, Windeln gewechselt und nebenbei den Haushalt geschmissen. Das hat ganz gut funktioniert. Mein Mann

stand mir natürlich, so wie es die Zeit zuließ, immer zur Seite. Als Sarah sechs Monate alt war, sind wir gemeinsam mit meinen Eltern, in unserem VW-Campingbus in die Türkei gefahren. Ich war übergücklich und stolz, dass meine mittlerweile 95-jährige Oma ihr Urenkelkind noch kennen lernen durfte! Denn kurze Zeit später ist die gute Oma gestorben.

Sarahs Entwicklung verlief super. Als sie sitzen konnte, band ich sie mir mit einem großen Tuch um Bauch und Rollstuhl auf dem Schoß fest. So konnte ich mit ihr Einkäufe und andere Dinge erledigen. Wenn sie meine Nähe wollte, kapierte sie sehr schnell, dass sie sich am Rollstuhl hochziehen muss, damit ich sie auf meinen Schoss heben kann. Wir spielten uns sehr gut aufeinander ein. Ein bis zweimal im Jahr fuhren wir mit unseren Campingbus in Familienurlaub und lernten so, Irland, Spanien, Frankreich, Lettland, Griechenland, Slowenien und Portugal kennen. 1985 machte ich meinen Führerschein. Dies war ein weiterer Gewinn für mich und unser Familienleben.

Als Sarah reif für den Kindergarten war, entschied ich mich, wieder ins Berufsleben einzusteigen. Ich schickte eine Bewerbung an die Deutsche Post. Dort hatte ich die Chance, eine interne Ausbildung im kaufmännischen Verwaltungsdienst anzutreten, mit dem Ziel nach fünf Jahren verbeamtet zu werden. Beim Vorstellungsgespräch stellte sich jedoch heraus, dass ich den Beamtenstatus nur mit deutscher Staatsangehörigkeit erreichen konnte. Diese hatte ich bis dato nicht. Aber wie so oft in meinem

Leben, stand mir das Glück zur Seite und die Personalabteilung entschied sich für meine Einstellung mit der Bedingung, dass ich bis zur Beamtenprüfung im Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit wäre. Zwei Jahre später, nach komplizierten Verhandlungen und Antragsverfahren, hatte ich diese dann auch in der Tasche und weitere drei Jahre später, legte ich erfolgreich meine Beamtenprüfung ab.

Zwischenzeitlich wünschten wir uns ein Geschwisterchen für Sarah, und so war ich 1991 zum zweiten Mal schwanger. Ich unterbrach meine Arbeit für drei Jahre, um Janis, unserem Sohn, die gleiche Zuwendung wie Sarah entgegenzubringen. Als Mutter war ich ja nun geübt und die beiden Kinder verstanden sich gut miteinander.

Als ich nach der Elternzeit wieder in mein Berufsleben einsteigen wollte, dachte ich wegen der Kinder eigentlich nur noch an eine Halbtags-Beschäftigung. Mein Chef konnte mir allerdings zuerst nur eine Vollzeitstelle anbieten. Was nun? Aus finanziellen Gründen und auch um den Anschluss nicht zu verlieren, musste und wollte ich unbedingt wieder arbeiten. Ich besprach mich am Abend mit meinem Mann und wir entschieden uns für die Vollzeitstelle. Am nächsten Tag griff jedoch die Dame der Personalabteilung, die von meinen Kindern wusste, zum Telefon und arrangierte eine Teilzeitstelle für mich. Mir stand der Mund vor Staunen offen und ich bekam, was ich mir gewünscht hatte. Und nicht nur das, kurz nach meinem Wiedereinstieg, wurde mir eine Beförderung inklusive höherer Gehaltsstufe angeboten.

Na also, geht doch, dachte ich noch so in meinem „jugendlichen Leichtsinn“.

Wir lebten inzwischen auf dem Land und zehn Jahre war unser Ehe- und Familienleben überwiegend glücklich verlaufen. Nun aber begann es zu kriseln. Mehr und mehr überkam mich das Gefühl, dass sich über die Jahre ein enormer Druck in mir aufgebaut hatte. Ich wusste manchmal schon nicht mehr genau, wo dieser Druck herkam. Kam er von Außen, kam er von Innen? Und wer oder was hatte ihn erzeugt? Auf jeden Fall war er manchmal unerträglich! Ich begann, mich und meine Beziehung zu meinem Mann in Frage zu stellen. Immer war ich bemüht, die perfekte Hausfrau, Mutter und Ehefrau zu sein. Nun plagten mich Selbstzweifel und Zweifel an unserer Liebe. Meine Wunden aus der Kindheit fingen wieder an zu bluten. War ich doch nicht gut genug als Frau? Nicht gut genug für einen Mann? Nicht gut genug, um geliebt zu werden und mich selbst zu lieben? Mag sein, dass ich mir einen Partner auserwählt hatte, der Zweifel und Druck in dieser Zeit verstärkte. Eines wurde mir durch diese Krise jedoch klarer denn je: Ich will nicht immer beweisen müssen, dass ich trotz Behinderung alles kann! Ich will mir erlauben, auch mal, „ich will nicht“, „ich habe keine Lust“ oder „es ist mir gerade zu anstrengend“ zu sagen, ohne gleich in meiner Kompetenz und Würde als Frau degradiert und klassifiziert zu werden! Schluss mit den Klischees!

Fünf Jahre versuchten wir noch, unsere Ehe aufrecht zu erhalten und es gab innerlich und äußerlich viel Wirbel, bis ich schließlich

meine Koffer packte und im Winter 1998 alleine nach München zurück zog. Unsere Tochter war gerade mitten in der Ausbildung und entschied sich, bei ihrer Tante zu wohnen; unserem Sohn, wollten wir keinen Schulwechsel zumuten und entschieden, dass er unter der Woche bei meinem Mann wohnt und mich an den Wochenenden besucht. Es war eine harte Zeit. Meine Kin-

der fehlten mir natürlich und obwohl ich Arbeit und Freunde hatte, fühlte ich mich zum ersten Mal in meinem Leben so richtig allein. Um finanziell über die Runden zu kommen, stockte ich meine Stunden in der Arbeit auf und um seelisch über die Runden zu kommen, begann ich mit einer Therapie.

Meine Therapeutin kennen gelernt zu haben, fühlt sich im Nachhinein wie eine Fügung für mich an. Sie bot Sinnfindungs-Kurse für Frauen an und da ich immer nach dem Sinn der Ereignisse suche, kam mir das in meiner aktuellen Lage sehr gelegen. Nun hatte ich echte Unterstützung, mich mit meinem Leben und besonders mit meiner Körperlichkeit und Weiblichkeit auf ganz neue Weise auseinander zu setzen. Um in diesem Bereich auch gleich meine praktischen Erfahrungen zu vertiefen, schickte mir das Universum einen Mann, der mich auf wunderbare Weise trösten konnte. Es war keine feste Beziehung, aber für ungefähr drei Jahre taten wir uns einfach gegenseitig gut. Ich fühlte mich angenommen und was mein Körpergefühl und meine Sexualität betrifft, war dieser Mann Salbe für meine Wunden. Insgesamt, kann ich sagen, dass ich gelernt habe, mein Leben und meinen Körper mehr zu genießen!

Mir wurde in dieser Zeit nach der Trennung aber auch bewusst, wie viele Dinge im Alltag mein Mann selbstverständlich übernommen hatte, weil er es einfach gut konnte. Egal ob irgendwelche geschäftlichen Dinge, Behörden telefonate, handwerkliche Herausforderungen oder technische Angelegenheiten, das alles musste ich nun irgendwie selbst regeln. Ich vergesse nie, wie stolz und glück-



06.05.1977 | „Olympiatag 77 – das große Bayerische Schulsportfest“, München, Rudi Sedlmayer-Halle

Turniere Rock'n'Roll und FreeStyle

17.02.1984 | „2. Deutsches Rollstuhlfahrer-Rock'n'Roll-Turnier“, München
6. Platz, Sema Schäffer/Horst Lichtner

08.02.1985 | „3. Deutsches Rollstuhlfahrer-Rock'n'Roll-Turnier“, München
6. Platz Sema Schäffer/Markus Zimmer

10.12.1994 | „Carmen-Sylvia-Cup – Internationaler Freestyle-Wettbewerb für Anfänger in Combi Dance“, Neuwied
2. Platz Sema Schäffer/Katrin Glasbrenner

17.02.1995 | „2. German Open Rollstuhltanz Freestyle in Combi Dance“, München
3. Platz Sema Schäffer/Katrin Glasbrenner

Turniere Standard/Latein

15.06.1985 | „1. European Championship in Wheelchair Dance“, Scheveningen/Niederlande
1. Platz Sema Schäffer/Herbert Rausch

09.11.1985 | „OSLO OPEN - Internationales Rollstuhltanzturnier“, Oslo/Norwegen
1. Platz (Class 1) Sema Schäffer/Herbert Rausch
1. Platz (Oslo Open) Sema Schäffer/Herbert Rausch

15.11.1986 | „OSLO OPEN – Internationales Rollstuhltanzturnier“ in Oslo/Norwegen:
2. Platz (Class 1) Sema Schäffer/Herbert Rausch
3. Platz (Oslo Open) Sema Schäffer/Herbert Rausch

26.09.1987 | „2. European Championship in Wheelchair Dance“, Louvain-la-Neuve/Belgien
1. Platz Sema Schäffer/Herbert Rausch

16.12.1989 | „1. DRS-Rollstuhl-Tanzturnier“, Herne
2. Platz (Turnier A) Sema Schäffer/Herbert Rausch

31.03./1.04.1990 | „1. Deutsche Meisterschaft im Rollstuhltanzen“, Flörsheim bei Frankfurt
2. Platz (Klasse 1) Sema Schäffer/Herbert Rausch

19.01.1991 | „1. Offizielle Europameisterschaften im Rollstuhltanzen (ISOD)“, München
3. Platz (Class 1) Sema Schäffer/Herbert Rausch

Tanz-Projekte/Gymnaestrada/RSG

1987 | „8. World-Gymnaestrade“, Herning/Dänemark, MeMaMe (MenschenMaterialienMedien)

1995 | „10. World-Gymnaestrade“, Berlin/Deutschland, Firework

2003 | „12. World-Gymnaestrade“, Lissabon/Portugal, Sommergewitter (Vivaldi Four Seasons)

2007 | „13. World-Gymnaestrade“, Dornbirn/Österreich, Queen



„Da meine Tanzkarriere eine Geschichte für sich wäre, habe ich hier eine kurze Chronik erstellt, um zu zeigen, dass Tanzen für mich weitaus mehr als ein Hobby ist und ich hier viel Zeit, Schweiß und Energie investiert habe und liebend gerne auch weiterhin investiere.“





Meine Wünsche für die Zukunft ...

Eine größere Wohnung mit Arbeitszimmer, in dem ich Facial Harmony Massagen anbieten kann.

Mit einem Heißluftballon fliegen, denn ich liebe es, zu fliegen. Paragliding. Körperlich und geistig so lange wie möglich, fit und eigenständig bleiben.

Wieder einen festen Partner finden, der mich so nimmt und so lässt, wie ich bin. Mit dem Rollstuhl einen Derwischtanz kreieren.

lich ich war, als ich meinen neu erworbenen Videorekorder selbst programmiert habe. Der Sinn unserer Trennung lag für mich also darin, mich als Frau und in meiner Selbstständigkeit weiter zu entwickeln. Das hat nach einer Weile richtig Spaß gemacht.

Zwei Jahre blieb ich in München und zog dann nach Penzing bei Landsberg in das Haus, das mein Bruder und ich inzwischen gemeinsam für uns bauen ließen. 2005 zog mein Sohn Janis bei mir ein. Mittlerweile arbeitete ich in meinem Home Office für die Post. Meine Tochter Sarah ist nach Landsberg gezogen und so sind wir alle wieder ein Stück zusammengerückt. Auch zu meinem Ex Mann, habe ich durch unsere gemeinsamen Kinder nie ganz den Kontakt verloren. Mit meiner Schwester und meinen Eltern, die Anfang der 90er Jahre zurück nach Izmir zogen, telefoniere ich regelmäßig und fliege alle zwei bis vier Jahre zu Besuch in die Heimat.

Sehnsucht, Sinnlichkeit und Bewegungsdrang sind meine treuen Wegbegleiter in diesem Leben geworden. Das Tanzen, ist seit meiner Jugend bis heute eine meiner größten Leidenschaften und eine wertvolle Möglichkeit, meine Gefühle und Stimmungen auszudrücken. Seit etwa 30 Jahren, gehe ich Freitagabends ins Tanztraining beim USC-Universitäts-Sportclub München. Hier konnte und kann ich mich immer wieder körperlich und emotional austoben. Abgesehen vom Training, nahm ich an sehr vielen In- und Auslands-Projekten teil, hatte mit der Gruppe fantastische Bühnenauftritte, Reisen und jede Menge Spaß. Vor drei Jahren be-

gann ich zusätzlich mit einem Performancekurs. Aus diesem Kurs hat sich eine feste Gruppe gebildet, mit der ich aktuell an einer Bühnenaufführung arbeite. Performance ist für mich eine erweiterte, neue und andere Art, mich kreativ auszudrücken. Ich lerne hier, auf spielerische Weise, kunstvoll mit dem Begriff Behinderung und Körperlichkeit zu experimentieren. Wünschenswert wäre in

meinen Augen, dass sich der Horizont von Kunstinteressenten, Kunstschaffenden und Kunstförderern dahingehend erweitert, dass Sinnlichkeit, Erotik, Schönheit, Eigenartigkeit und Attraktivität jedes menschlichen Daseins in der bildenden Kunst und in der Gesellschaft mehr Raum und Anerkennung finden.

Heute lebt Sema immer noch mit ihrem bereits 19-jährigen Sohn in ihrem Häuschen in Penzing. Die beiden gehen respektvoll, freundschaftlich und humorvoll miteinander um. Ihre Wohnung hat Sema kunstvoll und einladend eingerichtet. Im Badezimmer sammelt sie Fläschchen mit Sand aus unzähligen Urlaubsländern. Kerzen, Kunst und gutes Essen sind für sie ein Muss. Sie mag es romantisch und gemütlich und schafft sich neben ihren vielen Alltagsaktivitäten auch immer wieder Raum für Gespräche und sinnliche Stunden. Ihre zwei Katzen Luna und Cleopatra kommen hin und wieder zum Schmusen. Luna hat sich ein Appartement in Semas Kleiderschrank eingerichtet, während sich ihr Kater Julius nur blicken lässt, wenn er Hunger hat. Dazu bemerkt sie: „Typisch Mann“. Am Wochenende verbringt sie gerne Zeit mit ihrem ehemaligen Tanzpartner, einem treuen Freund, dann wird gekocht, Backgammon gespielt, geredet, oder ein Film angeschaut. Sema ist eine sehr warmherzige und humorvolle Frau und bekommt gerne Besuch. Zwei bis drei mal fährt sie jede Woche nach München zum Tanztraining, Performancekurs und um auszugehen oder Freunde zu treffen. Sie mag Jalla Partys und tanzt gelegentlich gerne mal die ganze Nacht durch. Freunde und Begegnungen inspirieren sie, öfter etwas Neues auszuprobieren. Humor muss sein und so lacht sie auch über sich selbst und ihre eigenen Missgeschicke. Selbstironie hat schließlich noch keinem geschadet. Sie sagt: „Natürlich, gibt es Situationen, die mich umhauen, aber ich komme immer wieder raus“. Und wenn es ihr mal wirklich schlecht geht, dann erscheint ihr ihre Oma im Traum: „Dann bin ich ganz gerührt, sie wacht noch heute wie ein guter Geist über mich.“ Als sie ein Foto ihres Vaters beim Interview zeigt, sagt sie verschmitzt: „Jetzt muss ich ihn schnell wieder weg stecken, damit er nicht alles sieht, was ich hier so mache“. Und abschließend: „Ich empfinde mich heute wirklich als Frau. Ich werde angesehen, nicht angeglotzt! Beim Auto fahren, werde ich öfter angeflirtet. In Penzing kennen mich die Leute und sind alle nett und humorvoll, weil ich es eben auch bin.“



Rebecca Klein



Dichterin und Buchautorin

Bis ins Jugendalter war es Rebecca aufgrund von Autismus nicht möglich zu sprechen oder zu schreiben. Nachdem sie die Methode der gestützten Kommunikation erlernt hatte, begann sie ihre Gedanken, Gefühle und Erlebnisse aufzuschreiben. Dann absolvierte sie ein Fernstudium in Lyrik und veröffentlichte bereits einige Bücher mit ihren Gedichten und Reiseberichten.

Rebecca – Reif für die Trauminsel

Mit leuchtend roten Härchen und einer süßen Stupsnase kam Rebecca am 27. Oktober 1979 in Augsburg durch einen Kaiserschnitt zur Welt. Ihre Mutter Elke und Vater Siegbert freuten sich sehr über ihr erstes und einziges Kind. Mit zehn Monaten sprudelten aus Rebeccas kleinem Mund so viele Babylaute, dass die Eltern dachten, sie wird mal frühzeitig anfangen zu reden. Doch Re-

beccas Stimme erklingt bis heute nur sehr, sehr selten. Wer jedoch die Gabe hat, ganz fein und genau zu hören, zu fühlen und zu lesen, kann heutzutage dennoch einiges von ihr erfahren. Im frühen Kindesalter hatte Rebecca so schwere Handlungsstörungen, dass ihre Eltern sehr verzweifelt und überfordert waren. Die kleine Rebecca hatte so viele Gefühle in sich, die mit Angst und Ver-

wirrung einher gingen und die sie nicht anders auszudrücken vermochte als in Zwangshandlungen und extremen Gefühlsausbrüchen: Lichtschalter an, Lichtschalter aus, Lichtschalter an, aus, an, aus ..., Kopf anschlagen, Beißen, Kratzen und Umsich-Schlagen. Alles aus großer Not.

Elke war von Beruf Krankenschwester und arbeitete in der Psychiatrie. Jahre später absolvierte sie eine psychiatrische Zusatzausbildung. Als ihr deutlich wurde, dass Rebeccas Entwicklung und Verhalten so anders war, als sie es bei einem Kleinkind erwartete, suchte sie bei Fachärzten Rat. Erfahren und belesen im Themenbereich Psychiatrie, hatte sie beim Verhalten ihrer Tochter irgendwie immer wieder an Autismus gedacht. Als sie diese Vermutung jedoch den Fachärzten mitteilte, haben diese nur abgewunken. Deren Diagnose lautete „schwere geistige Behinderung“.

Mama und Papa gaben sich liebevoll Mühe Rebecca zu helfen und die Situation zu entspannen. Um die Diagnose nochmals überprüfen zu lassen, ging Elke mit Rebecca in zwei unterschiedliche Kinderkliniken, aber die Diagnose „geistige Behinderung“ blieb bestehen. Allerdings trauten Elke und Siegbert den Fachärzten nicht recht. Sie erlebten ihre Tochter ja jeden Tag und ihnen fiel auf, dass es zwischendurch immer wieder Augenblicke gab, in denen Rebecca aufmerksam, ruhig und klug reagierte: Eine Woche lang sagte sie immer wieder „kalt“; bei einem Spanienurlaub, als Rebecca auf einem Spielplatz schaukelte und Elke sie überzeugen wollte, dass es Zeit wäre zum

Campingplatz zurück zu gehen, schrie Rebecca laut und deutlich: „Hau ab!“ Manchmal sagte sie den Namen ihrer Mutter und einmal: „ich liebe dich“. Also war sie doch gelegentlich in der Lage, sich adäquat zu äußern. Und was heißt überhaupt geistige Behinderung? Heute, viele Jahre und Erfahrungen später, sagt Elke: „Für mich gibt es gar keine geistige Behinderung!“



Rebecca schreibt: „ich war ein unruhiges kleines kind. ich liebte nichts, alles war angstausslösend. meine kindheit im nebel verbrachte. nur moms liebe war da. aber sie verstand mich ja auch nicht. vater dachte meistens ich sei nur ungezogen. meine erinnerungen von damals sind mir zu zu hart. liebte schokoladenbrei. liebte kuscheln mit mom. es ist einsame kindheit. meine größte sehnsucht, reden wollte lernen. ich war sehr wütendes kind. liebte es mit eltern meer zu betreten. war als ganz kleines mädchen in spanien. es war herrlich ins wasser zu gehen. ich kann aber nie schwimmen. sehr sehr traurig war im krankenhaus ohne mom. ich war 7 monate dort. eltern kamen zwar ganz arg oft, aber ich war zu zu einsam mit 4.“

Elkes Versuch, Rebecca in einem Augsburger Kindergarten unterzubringen war frustrierend. Rebecca erfüllte die Aufnahmebedingungen nicht. Eine Ehekrise bahnte sich an. Elke und Siegbert waren mit der Gesamtsituation mittlerweile einfach überlastet. Sie mussten auch wieder arbeiten gehen. Nach der Trennung und späteren Scheidung wussten sie keinen anderen Weg, als Rebecca unter der Woche in einem Heim für Menschen mit geistigen Behinderungen im 45 km entfernten Ursberg unterzubringen. Jahre später versöhnten sich die Eltern wieder und zogen zusammen.

Mehr schlechte als rechte neun Jahre verbrachte Rebecca nun in ihrem inneren und äußeren Leben. Ihre Gefühlswelt sah in etwa so aus: Gefühle nicht ordnen und mitteilen können, Ängste aller Art, Zwangshand-

lungen, Schuldgefühle, sich abgewiesen und ausgegrenzt fühlen, Verlassen und Einsam mit all den Dingen die sie beschäftigten, die aber niemand hören und sehen konnte. Impulse und Wünsche, bestimmte Handlungen auszuführen spürte sie zwar, konnte sie aber einfach nicht umsetzen. Keiner wusste, dass Rebecca bereits mit fünf Jahren lesen konnte und sie sich peinlich verkannt fühlte, wenn sie von den meisten Menschen wie ein Baby behandelt wurde. Keiner wusste, wie hochsensibel und clever sie ihre Umwelt und ihre Mitmenschen zu erfassen vermochte. Keiner wusste, wie sehr sie sich ihrer Probleme bewusst war. Keiner wusste, wie schmerzlich sie es empfand, dass ihre Eltern ohne sie verreisten. Keiner wusste von ihren sexuellen Gewalterfahrungen. Keiner wusste, dass sie bereits in ihrer Seele einige Innenkinder etabliert hatte, um sich mit ihren Gefühlen nicht so allein, verzweifelt und hilflos zu fühlen. Keiner wusste all diese Dinge, denn ihre Stimme blieb stumm und sie hatte auch keine andere Möglichkeit sich mitzuteilen.

Rebecca beschreibt, wie sie lesen lernte: „ach, ich badete in den büchern meiner eltern. sie ließen mich nur ran, wenn ich sie nicht zerstörte. ach, ich war gerade 5 jahre alt. sagenhaft einfach prägte ich mir die formen ein. es war leicht sie zu erkennen. das satte alphabet ist immer gleich. es gibt die buchstaben zwar in klein- oder großschrift und in zahlreichen unterschiedlichen handschriften, doch der aufbau ist derselbe. nur 26 buchstaben bestimmen die welt. diese sicherheit half mir das chaos dieses lebens zu ertragen.“

ach, ich dachte als kind, dass ich dem alphabet nie ade sagen muss. es war überall zu haben. jeder einzelne buchstabe halt restlos anders klingt. ach, A ist A und B ist B. ich merkte mir bald die bedeutung jedes buchstabens und begriff, dass sie zu worten zusammengesetzt werden. die 26 dunklen buchstaben mir herrlich halfen. ich konnte sie fabelhaft lesen ohne sie auszusprechen. ich nahm mir bilderbücher und mein ohr zur hilfe. ball setzte sich aus B A L L zusammen. so hatte ich schon 3 buchstaben gelernt. es war leichter für mich, diese tage der kindheit mit buchstaben zu verbringen, als mit menschen. ach, auch auf der straße konnte sie entdecken, beim fernsehen und im radio. ich hörte zu, um worte in buchstaben zu zerlegen. der inhalt war mir egal, nur die vertrauten buchstaben blühten in mir auf. U ist U und X ist X. darum kann mir niemand ein X für ein U vormachen. ich lachte mir das alphabet als 5jährige an. ich konnte weder reden noch handeln, aber hihhi lesen.“

Trostreich waren die Wochenenden bei den Eltern und immerhin gab es Birgit, die bis heute eine wertvolle Freundin für Rebecca ist. Sie arbeitete in dem Heim in Ursberg und bemühte sich aufrichtig um das Wohlergehen von Rebecca! Doch keiner wusste all diese Dinge!

Erst im Alter von sieben Jahren wurde bei Rebecca letztendlich eine schwere Form des Autismusspektrums diagnostiziert, weil die Eltern hartnäckig nach Spezialisten gesucht hatten.



An einem Novemberabend 1992 bekam Elke einen Glück verheißenden Anruf von Frau Nagy aus München. Sie war wie Elke und Siegbert Mitglied im Verein „Hilfe für das autistische Kind“. Frau Nagy berichtete Elke an diesem Abend ausführlich über die Methode der gestützten Kommunikation auch FC (Facilitated Communication) genannt, die sie mit ihrem autistischen Sohn seit ei-



Rebeccas Bildtafel für
gestützte Kommunikation

nem halben Jahr durchführte. Durch diese Methode meinte sie, könne es eventuell auch Rebecca gelingen, sich mitzuteilen. Innerlich aufgewühlt, las Elke Infomaterial zu dieser Methode und obwohl Siegbert diese Idee anfangs als unsinnig empfand, wagte Elke an den Wochenenden, mit Rebecca auf diese Weise zu kommunizieren. Sie fertigte hierfür kleine Tafeln mit dem Alphabet, mit

Worten und Symbolen an und stützte Rebeccas Hand. Bei FC gibt der Stützende Hilfestellung durch Körperkontakt und Beziehung. Die Impulse, auf Buchstaben, Worte oder Symbole zu zeigen, sollen aber natürlich von dem Menschen ausgehen, der etwas mitzuteilen hat. Die stützende Person muss also viel Sensibilität und Geduld aufbringen, um nicht manipulierend einzugrei-

fen. Nach jedem Zeigen, muss die Hand vom Stützer wieder zurückgezogen werden bis der nächste Impuls des Zeigenden kommt. Entscheidend ist, dass man dem Menschen, den man stützt, signalisiert, dass man ihn nicht abstempelt, sondern ein ehrliches Interesse an seinen Gedanken und Gefühlen hat.

Vielen Lesern sagt vermutlich der Name Birger Sellin etwas. Birger Sellin ist ein Mann mit Autismus, der einige Zeit bevor Elke mit Rebecca anfang FC zu üben, durch die Medien sehr bekannt wurde. Die Auseinandersetzung mit seiner Geschichte ermutigte Elke nun noch intensiver mit Rebecca zu üben. Elke war baff, was sie nun alles von ihrer Tochter erfahren konnte. Nach 14 Jahren schweigen war diese Methode eine überaus wertvolle Chance für Rebecca und ihre Eltern sich kennen zu lernen und auszutauschen. Trotz anfänglicher Zweifel, gewann Elke schnell Vertrauen, dass sie nicht manipulierend handelte. Rebecca erzählte Dinge über die Tafeln, von denen Elke nichts wissen konnte. Die Mitteilungen, die sie über FC machte, konnten also wirklich nur direkt von ihr stammen! Nun wurde einiges klarer!

Elke und Siegbert entschieden sich, nachdem Rebecca eineinhalb Jahre mit FC kommunizierte, ihre Tochter ins elterliche Nest zurück zu holen. Durch FC hatte Rebecca ein Ventil, ihre Gedanken und Gefühle mitzuteilen. Zwangshandlungen und Gefühlsausbrüche wurden seltener und weniger extrem. Klar brauchte sie ihre Mutter dazu und es war nicht immer leicht, aber Elkes Mutterherz war entschieden! Sie wollte Rebecca so gut sie konnte unterstützen und endlich

eine intensive und besondere Beziehung zu ihrer Tochter aufbauen. Es gab ja so viel nachzuholen! Seit Rebecca aus dem Heim zu ihren Eltern gezogen ist, wurde ihr Leben von Tag zu Tag reicher, bunter und erfüllter. Elke organisierte nun eine persönliche Assistenz für Rebecca, damit sie auch unabhängig von ihrer Mutter Unternehmungen machen kann. Welche Frauen ihr assistieren dürfen, entscheidet Rebecca natürlich immer selbst! Rebecca bekam nun einen Hauslehrer, mit dem sie ein paar Stunden in der Woche lernte. Auch er kommunizierte mit ihr über FC. Es war heilsam, nun endlich verstanden und anerkannt zu werden.

Rebecca schreibt: „neues fc kam durch mom mit 14 in mein leben. erstmals konnte mich verständigen. ich kam mit 15 wieder nachhause. mom war 3 jahre nur für mich da. ich erzählte ihr alles, was ich in den 14 jahren erlebt hatte. genauso lange habe ich christa, meine therapeutin. aber es war sehr sehr hart alles nochmal durchzumachen. ich wurde erstmals innen klar. auja, reisen begann. ich war das erste mal in meinen hauslehrer verliebt. hahaha, er war, wusste es gleich, einfach toll. super fc beherrschte und mich checkte. mutiger mann halt war. ich habe halt gehofft, dass mich ein gesunder junge mal mag. jetzt bin ich anderer meinung. ich wäre immerzu die unterlegene. ich lerne bestimmt mal einen süßen mann mit behinderung kennen. wir können uns dann bestimmt besser verstehen. ach, meine jugend war hart und schön gleichermaßen. als erwachsene frau bin ich innen erstmals ganz arg froh. ich mute mich niemand mehr zu, der mich

nicht akzeptiert. es gibt super menschen die mich begreifen. tot bin noch lange genug. solange ich lebe möchte ich meine zeit nur mit menschen teilen die sehr sehr ok sind.“

Elke und Siegbert unternahmen jedes Jahr eine drei- bis vierwöchige Rucksackreise in ferne Länder. Bis sie Rebecca nachhause holten, hatten sie nicht gewagt, sie auf eine Flugreise mitzunehmen. Sie hatten Sorge, dass Rebecca in der Enge eines Flugzeuges, bei großen Menschenansammlungen am Flughafen oder in Stresssituationen ausrasten könnte und einfach überfordert wäre. Elke erzählt: „Nachdem sie uns aber nun durch FC erzählte, wie traurig sie war, dass sie bisher niemals mit durfte und es ihr größter Wunsch war, einmal in die USA zu reisen, setzten wir uns als Eltern mit der Idee auseinander, gemeinsam mit Rebecca zu fliegen. Um zu erfahren ob sie ‚flugtauglich‘ war, flogen wir 1994 mit ihr für zehn Tage nach Kreta. Dies war für uns ein enormes Wagnis und mit großer Skepsis verbunden. Zur Vorbereitung machten wir Rebecca mit dem Flughafen vertraut und übten mit ihr mit der Rolltreppe und mit öffentlichen Verkehrsmitteln fahren. Dies war nicht einfach, denn derartige Alltagsaktivitäten lösten in Rebecca damals noch große Ängste und Zwänge aus. Schienenquietschen beim Zug fahren bedeutete für sie mit Sicherheit Entgleisung. Rolltreppe fahren: Absturzgefahr. Autofahren: schwerer Verkehrsunfall und Blicke von Menschen waren für sie schlimme Vorzeichen. Aber wir übten und übten. Beim Flug nach Kreta war unsere Tochter dennoch vom bevorstehenden Absturz überzeugt.

Mein Mann konnte sie aber mit der geringen statistischen Wahrscheinlichkeit beruhigen. Diese Reise überstanden wir mit einigen kleineren Schwierigkeiten und machten die Erfahrung, dass Reisen mit Rebecca möglich war. Nun hatten wir schließlich den Mut zu Fernreisen und weiteren abwechslungsreichen Unternehmungen mit ihr. Die Buchstaben- und Zahlen-Tafel hatte ich selbstverständlich immer in der Hand, um Rebecca ständig die Möglichkeit zu geben, Ängste oder Gedanken schnell mitteilen zu können und größere Panikattacken zu vermeiden.“ Heute ist Rebecca schon beinahe eine souveräne, erfahrene und leidenschaftliche Weltenbummlerin!

Rebeccas Hauslehrer hatte gute Kontakte zur Schulleiterin eines Augsburger Gymnasiums und so konnte Rebecca als Gasthörerin von 1998 bis 2001 in der 11a des Peutinger Gymnasiums für einige Stunden in der Woche am Unterricht teilnehmen.

Rebecca schreibt: hurra ich bin immens stolz als autistin im peutinger-gymnasium

ich bin kein bulliges mädchen, sondern klein und schlank und rothaarig. auja ich darf an englisch-, und deutsch unterricht teilnehmen. sehr lange war ich in einer schule für geistig behinderte. ich bin stumm und kann mich noch nicht über mimik und gestik verständigen. ich hatte arges glück, als die GESTÜTZTE KOMMUNIKATION nach deutschland kam. mutter bahnte mich hurtig an. hurra seit november 93 kann ich mich durch fc schriftlich verständigen. auja nun kann ich zeigen was innen in mir steckt. hurra mit meinem

hauslehrer konnte ich auch gut fc. insgesamt beherrschten mit mir bis jetzt 12 menschen fc.

ade sagte dann der geistig behinderten schule. mutter organisierte mir alle schulbücher bis zur 9ten klasse hauptschule. arg viel hurra konnte nun endlich nachlernen. tut mir halt gut nun. zusätzlich schaute ich 2 jahre täglich telekolleg an. nun bekomme ich lehrbriefe vom autismusverband. alle realschullehrbriefe lernte ich nach. jetzt lese ich gymnasiallehrbriefe. ass bin nur in mathe. sehr liebe sattes mathematisches denken. erst hurra jetzt kann ich erfassen, wie es in der schule für intelligente zugeht. arg gutes erfahre ich in der 11a. juble, englisch ganz gut verstehe. hihi derb fand nur manchmal deutsch. langsam aber mich interessierst. ade sage nie gerne den mitschülerInnen. es tut mir gut, mit gesunden jugendlichen zusammen zu sein. ach freuen könnte mich sehr übers gute lernen. immense angst zuerst hatte vor lehrerInnen. aber arg nett mich alle aufnahmen. ganz viel angst habe offener mitzumachen. bin unruhig manchmal. ohje oft manches aber nicht checke. auja nächstes jahr darf ich wieder kommen. arg trauere ich meiner alten begeiterin nach. habe nun nette neue begleiterin. muss aber fc noch mit ihr lernen.

ach bin froh ums integrieren in diese schule. ich fühlte mich verdammt unterfordert in der schule für geistig behinderte. niemand mir ansah, das ich klug bin. erst seit 5einhalb jahren werde ich wie ein intelligenter mensch behandelt. ich kann mich

oft nicht so steuern. lüge nicht, bin hals über kopf unruhig und zwanghaft. das sieht doof aus ohje. ach dachte niemals dran, dass ich ins gymnasium darf. bin ganz stolz darüber. arges gutes meinen guten mitschülerInnen und lehrerInnen wünsche. arges hurra glück mit der 11a habe. arbeite noch sehr an mir durchs absehen von normgerechten verhalten. ade ihr alle (märz 99, wurde in der schülerzeitung „blaue kappe“ veröffentlicht)

Für einige Zeit ging Rebecca auch mit ihrer Assistentin in eine Jugendgruppe, begann mit einer Psychotherapie, besuchte Vorlesungen in Kunstgeschichte und Pädagogik und bereiste den ganzen Globus mit ihren Eltern. Später absolvierte sie ein Fernstudium in Lyrik und schrieb mit FC bereits einige Artikel für Zeitschriften, ein Buch mit Reiseberichten und einen Gedichtband. Eine CD einiger Gedichte mit musikalischen Beispielen von Rebeccas Freundin Lisa Schamberger ist inzwischen auch entstanden. Alle Bücher hat Rebecca zur Veröffentlichung freigegeben. Rebecca ist durch ihre intensive Psychotherapie, die wertvolle Beziehung zu ihren Eltern und all die positiven Erfahrungen, die sie nach der Zeit im Heim machen durfte, enorm gereift. FC war und ist die Grundlage, auf der sie Mut, Stolz, Freude, Glücksempfinden, Trost, Bildung, Schönheit und Begegnungen und Beziehungen mit Menschen entwickeln konnte. Viele neue Blumen sind seitdem in Rebeccas Seele erblüht. Wer die Schönheit wild wachsender Natur zu erkennen vermag, wird mit Sicherheit auch Rebecca sehr schön finden.

Rebecca schreibt: „schöne rothaarige frau bin. ich mag meine tierischen langen haare. ich habe keine lieblingssachen. dinge sind unwesentlich. ich lebe noch bei meinen eltern. wir haben eine gierige eigentumswohnung im dritten stock. ich habe dort ein eigenes großes zimmer. juhu ich bin in den behindertenbeirat gewählt. sehr interessiert mich die behindertenpolitik. ich liebe das reisen. alle erdteile ich kenne. ich habe es nie so vermisst gesund zu sein, da ich ein super gieriges leben habe. hahahah es war nie immer so. ich habe es geschafft mich anzunehmen. aber es ist immer wieder schwer. im moment habe ich 35 stunden assistenz, den rest decken die eltern ab. aber ich mag halt einmal ausziehen. ich mag augsburg. dieses wohnprojekt. ich hasse es wie ein klein-kind behandelt zu werden. manche menschen vergessen mein alter. ich habe ein fernstudium abgeschlossen. in lyrik. bin sehr stolz. adeadeade alleinesein. durch diese gestützte kommunikation bin ich nie mehr einsam. meine assistentinnen sind mir sehr wertvoll. margit und simone und lucia und sabrina. sie beherrschen diese advokatorische assistenz. sie sind einfach sehr sehr einfühlsam und echte selbstbestimmung habe. aber es ist nötig mir auch grenzen zu setzen. als autistin habe ich innen kaum grenzen. hahaha, ich bin ich. ich schreibe verschiedene texte für zeitungen. leider ohne honorar. oje, ich schreibe unheimlich gerne. es ist ja meine einzige ausdrucksmöglichkeit. ich liebe es zu dichten. oje, ich bin grund-sicherungsempfängerin, da ich auf dauer erwerbsunfähig bin. juhu, ich habe aber

schon ein buch herausgegeben leinen los ins leben und ein musikalisches hörbuch mit 13 gedichten gemeinsam mit der künstlerin lisa schamberger. ein gedicht-band tanzendes glück gibts im august 2009. nächstes jahr gibt es mein zweites buch. sattes mageres leben wird der titel.

hobby ist lesen und lesen und lesen. auch musik liebe. juhu, und reisen um die ganze welt. es ist herrlich mit dem motorrad-gespann mit meinen eltern ausflüge zu machen. ach, ich habe ganz gute bezie-hungen zu meinen assistentinnen. auch viele mailfreunde habe. vorallem leute wie ich, die über fc kommunizieren. es ist sehr schwer als autistin einen guten freund zu finden. ich bin ja nie alleine. aber es wäre möglich alleine zu sein wenn jemand in der nähe bleibt. oje, mein liebesleben ist zu auf mich selbst bezogen. aber meine mutter half mir sehr als jugendliche. sie lieh mir super gute bücher über sexualität. hahaha, alles ist in ordnung, wenn ich nie-manden leid zufüge. ich lese gerne eroti-sche romane. ach ich bin froh um meine super offene mutter.“

Auf die Frage: „Welche Erfahrungen, Beziehungen, Inspirationen haben dich in deiner Identitätsbildung als Frau geprägt, herausgefordert oder beflügelt?“ antwortet Rebecca heute: „meine enorme lebenserfahrung. meine vielen reisen, moms unendliche liebe, meine psychotherapie, mein daddy fand mich immer toll. er fand seine tochter halt sehr schön. ich habe genug leute, die mich als frau behandeln. meine ver-gangene liebe zu peter zeugte von mann

trauminsel

ich hatte einen traum
es gab eine insel
mitten in meiner heimatstadt
da war ich eingebettet
in eine klare gemeinschaft
aus menschen im grünen bereich

dort lebten betagte wesen und heilsame kinder
auch menschen aus der ferne
glaubende und suchende
am körper oder an der seele leidende
auch solche mit gesegneter gesundheit
oder am lebensende
es war möglich
vertrauen zu haben

es war möglich
besonders zu sein
alle gehörten halt dazu
auch wir menschen mit behinderung

ich teilte dort mein nest
mit stummen seelenverwandten
restlos heilsame assistenten
waren unsere hilfreichen gefährten
tag und nacht
die innerlich freieren nachbarn
sahen unsere besonderheiten
als teil des ganzen

mein traum ging weiter
irgendwann gab es viele inseln
verbindende brücken halfen
gemeinsam statt einsam zu leben

ich erwachte
um zu begreifen
der traum wird wahr
will nur noch ein leben
„daheim statt im heim“

rebecca klein stumme frau mit autistischen besonderheiten februar 2008

Veröffentlichungen:

februar 2003

leinen los ins leben

von rebecca klein

november 2008

tanzendes glück

musikalisches hörbuch
von rebecca klein (poesie)
und lisa schamberger
(komposition, gesang
und musik)

september 2009

tanzendes glück

gedichtesammlung einer
frau mit autismus von
1997 bis 2009
von rebecca klein



himmlische fahrt auf dem motorrad

fahre gerne mit daddy motorrad. starke maschine er hurra hat. rote vfr honda 750. ruhig mich in kurven lege. sehr gutes erfasse während der fahrt. bin hurra frei und froh. affengeil roter lederkombi mal aussieht. auf der maschine sehe landschaft anders als im auto. ruhig und guter dinge sitze hinten drauf. angst fährt zwar mit, aber sie zu überwinden ist ein ganz tolles gefühl. lückenloses, gerastes, langes fahren mut nur erhöht. wir machten ausflug zum münchner flughafen. wir beobachteten flugzeuge beim landen und starten. hihi unser hobby ist.



hurra istanbul nun sah

junges mädchen bin nun baff viel reisen kann mit eltern. hadere bin in
moll- und durstimmung oft zugleich. gaul mir nie durch ging in istanbul.
achtete in istanbul männerblicke nie. mich ohrenspitze oft anreden.
hosen trug und langen pullover. jahrelang haare rote hasste. nun bald
bin erwachsen mir gut gefallen. in mir war manchmal kuddelmuddel.
mit fc mom mir half. riesiges dabei erfuhr. habe nun viel gecheckt.
bussi mom. abhaue nur zu gerne. kuss bin weltenbummlerin.

hurra phillippinen und hurra hong kong war

krokodilsfarm besuchten. angst kaum hatte. erstaunte mich arg immer
eigene speisekarte im restaurant bekam. nie merkten meinen autismus.
ich verliebte mich in underground river. ulkig maschierten durch
dschungel. durch höhle mit boot fuhren. daddy traute mir viel zu. ich
saß zwischen eltern im boot. fc durch dunkelheit nicht möglich war.
sehr schön white beach ist. mit palmen besäumter strand. fand
muscheln. darf oft im warmen meer baden. faul waren. nur reis nicht
mehr essen konnte. mit alten papa tanzte mal in disco.

und frau trotz behinderung. ich möchte mich wieder mal verlieben. ich wünsche mir menschen, die die sexualität von menschen mit behinderung achten. es gibt gute formen der sexualität ohne mann. klug bin und schön, minimal habe daran zweifel. ich bin dankbar für all die menschen, die mir dieses selbstbewusstsein gaben.

leider habe aber auch sehr sehr traumatische erfahrungen gemacht. sexuelle gewalt ist zu zu hart. auch diese schlimmen erfahrungen prägten mich. aber ich habe

durch unzählige gespräche mit mutter und therapeutin alles verdaut. es wird zwar immer eine wunde bleiben, aber es ist mir möglich damit zu leben. ich bin ich geworden. als kind ohne sprache war ich besonders gefährdet. täter sind ununtragbar. juli ist schlimm.“ (Aus Rebeccas Buch „leinen los ins leben“)

Insgesamt erlebte Rebecca mit ihren Eltern bereits mindestens 50 Reisen, darunter 14 Fernreisen in alle Erdteile. Über ihre Reisen und Erlebnisse hat sie bereits Bücher geschrieben.

*Rebeccas Zukunftswünsche:
mein leben in der trauminsel selbstbestimmt mit assistenz.
einen partner der mich lieb hat.
meine eltern liebe sehr und diese unendlich gierigen reisen.*





Ina Stein

Ehem. Behindertenbeauftragte der Bayerischen Staatsregierung, Gründerin des Special Olympics Landesverbandes Bayern, Gründungsfrau der Netzwerkfrauen-Bayern

Im Dezember 1998 wurde ich der Presse vorgestellt. Es galt, den Spagat zwischen den Forderungen der Behindertenorganisationen und der Politik so diplomatisch zu gestalten, dass am Ende ein positives Ergebnis stand.

Ina Stein: im Kinderwagen von Polen nach Bayern und als Pionierin in die Politik

Am 16.12.1940 wurde Ina Stein in Gleiwitz, im damaligen Oberschlesien geboren. Sie erzählt: Es war Krieg. Mein Vater war irgendwo an der Front. Oft saßen wir wegen Bombenalarm im Keller. Sicher hatte ich manchmal Angst, aber in Mutters Gegenwart hatte ich vollstes Vertrauen, alles wird gut! Nach Kriegsende bestimmten die Polen, dass alle Deutschen, die nicht für Polen optierten, das Land verlassen müssen. So verließen wir im Oktober 1945 als Vertriebene unsere Heimat. Mutters Schwager ging mit den Schwiegereltern nach Mecklenburg Vorpommern. Sie hätte sich anschließen

können. Aber Mamas Ziel hieß Bayern! Einige Jahre zuvor hatte die Hochzeitsreise meiner Eltern nach Bayern geführt. Mutter war fest davon überzeugt, ihren Mann dort wieder zu finden.

Wir wanderten von einem Flüchtlingslager zum nächsten und haben oft gehungert, aber einmal hat uns ein polnischer Soldat einen Kanten Brot geschenkt – das hat geschmeckt! In einem dieser Lager bekam ich plötzlich hohes Fieber, schrie vor Schmerzen und konnte nicht mehr laufen. Ein polnischer Arzt diagnostizierte Kinder-

lähmung. Drei Monate saßen wir im Görlitzer Krankenhaus fest. Mama wollten sie weiter schicken, da die Stadt mit Flüchtlingen überfüllt war. Als sie sich jedoch bereit erklärte, auf der Typhusstation als „Mädchen für alles“ zu arbeiten, durfte sie bleiben. Ich erinnere mich, dass auf den weißen, kahlen Wänden in meinem Zimmer immer wieder schreckliche und beängstigende Fratzen erschienen (wahrscheinlich Fieberphantasien), aber das Wissen, dass Mama jeden Tag mal nach mir sehen konnte, beruhigte mich und schenkte mir Trost.

Im Februar 1946 setzten wir unseren Weg nach Bayern fort, heimlich über die Grenze nach Obermeitingen. Dort haben wir tatsächlich meinen Vater wieder gefunden. Dann wurden wir in Augsburg bei einem jungen Paar und deren kleinem Sohn einquartiert in ein 14 Quadratmeter großes Zimmer. Mit dem kleinen Jungen hatte ich einen Spielgefährten. Für mich war das schön. Nach zwei Jahren konnten meine Eltern eine eigene Wohnung mieten. Nun hieß es für mich erst mal, Behandlungen, Behandlungen, Behandlungen. Bis heute hasse ich Therapien jeglicher Art! Mit sieben kam ich in eine Regelschule.

Meine Kommunionsfeier war anstrengend. Ich trug meine Kerze links, weil ich meine rechte Hand brauchte, um mein Knie beim Laufen durchzudrücken und so eine blöde Klosterschwester sagte mir andauernd, obwohl sie wusste, dass es nicht anders ging: „Du musst die Kerze rechts tragen!“ Eine andere Klosterschwester sagte: „Gott liebt dich ganz besonders, deswegen hat er dich



mit dieser Krankheit geschlagen.“ Erst fühlte ich mich ziemlich außergewöhnlich, dass Gott gerade mich besonders liebte. Später dachte ich jedoch naja, besser er würde mich nicht so sehr lieben und ich könnte dafür besser laufen. Aber wie auch immer. Ich war kein depressives Kind! Ich bewegte mich gern, lernte Rad fahren, wurde nie von meinen Eltern in Watte gepackt, scheute keine Herausforderung und lernte immer gerne etwas dazu!

Noch heute bin ich meiner Mutter dankbar, dass sie den Mut hatte, ihrem eigenen Weg und ihrem Herzen zu folgen, denn wäre sie im Schutz der Familie nach Mecklenburg Vorpommern mitgegangen, hätten wir erstmal 45 Jahre in der DDR verbracht. Das ist für mich heute unvorstellbar! Klar herrschte zur damaligen Zeit auch in Bayern noch „Zucht und Ordnung“, aber schnell setzten sich Rock’n’Roll und später die 68er durch – ab da konnten sich Freigeister entfalten!

Nach der Grundschule wechselte ich aufs Gymnasium. Ich war die einzige unter 40 Kindern, die das unbedingt wollte. Die Lehrer der Volksschule sagten zu meinen Eltern: „Sie haben ja einen Vogel! Das Mädels schafft doch nie das Gymnasium.“ Aber meine Eltern gaben nichts darauf. Ich machte die Aufnahmeprüfung bei den „Englischen Fräulein“ und bestand. Bis Dezember 1956 lebten wir in Augsburg. Danach zogen wir wegen beruflicher Veränderungen meines Vaters nach München. Inzwischen waren wir zu viert, denn 1952 wurde mein kleiner Bruder geboren.

Freundinnen hatte ich immer, aber worunter ich im Jugendalter besonders litt, war, dass sie immer irgendwelche Dates mit Jungs hatten und ich eben nicht. Es gab da zwar mal einen Jungen, den ich im Urlaub kennen gelernt hatte und der mir anschließend sehr romantische Briefe schrieb, aber als wir nach München zogen, wo er wohnte, war plötzlich Schluss. Mit 15 Jahren lernte ich bei einem Jugend-Freizeit Aufenthalt einen 18-jährigen Jungen aus Berlin kennen. Von ihm bekam ich meinen ersten Kuss, aber mehr haben wir uns nicht getraut. Dass es bei meinen Freundinnen anders lief, nagte an mir, aber meine Lebensstrategie war gefestigt und hieß: auf keinen Fall einschüchtern lassen! In München ging ich aufs Luisengymnasium. Als ich von einem Tanzkurs erfuhr, war ich fest entschlossen mitzumachen! Der Tanzlehrer war ein gut aussehender Mann und wurde von allen Mädchen angehimmelt. Er trug eine Armprothese weil er im Krieg einen Arm verloren hatte. Oft saß ich am Rand, weil mich keiner als Tanzpartnerin wollte, aber als er mich holte, haben alle dumm geschaut und waren neidisch. In seinen Armen bin ich geschwebt. Erst im Nachhinein habe ich erfahren, dass viele Mädchen gelästert haben, weil ich mit meiner Behinderung den Tanzkurs mitmachen wollte, doch obwohl mein Tanzpartner mich beim Abschlussball versetzt hat, bin ich froh, Tanzen gelernt zu haben!

Nach diesem Kurs suchte ich weitere Gelegenheiten zu Tanzen und so begann eine sehr schöne und inspirierte Zeit. Eine meiner Freundinnen hatte einen Pakistaner kennen gelernt, der in München seine Dok-



torarbeit schrieb. Er erzählte uns vom „International Students Club“ und lud uns ein, ihn zu begleiten. Ich war begeistert von dieser Welt mit interessanten Veranstaltungen, bei denen Studenten aus allen möglichen Nationen vertreten waren. In diesem Umfeld fühlte ich mich zum ersten Mal als junge Frau angenommen und wurde endlich auch von Männern zum Tanzen aufgefordert.

Um mal von zu Hause raus zu kommen und mich in der englischen Sprache zu üben, ging ich in den Sommerferien mit einer Freundin nach England. Ich war 19 und hatte mich dort für einen Ferienjob in einer Rudolf-Steiner-Einrichtung für behinderte Kinder beworben. Die Arbeit mit den Kindern war eine Herausforderung für mich, hat mir aber nach der Einarbeitung sehr gut gefallen. Außer mei-

ner Freundin und mir waren noch ein paar Jungs aus Dänemark und Norwegen da, die fragten, ob ich Lust hätte, etwas mit ihnen zu unternehmen. Ich musste mit Verwunderung feststellen, dass in den nordeuropäischen Ländern 1960 die Einstellung zu behinderten Menschen völlig anders war als bei uns. Man wurde als gleichberechtigter Partner akzeptiert, eine für mich völlig neue Erfahrung.

Bisher war ich mir, vermutlich durch die Erziehung in Klosterschulen, meiner Weiblichkeit nicht wirklich bewusst. Was wir lernten, war: „Wenn dir ein Mann in die Augen schaut, dann musst du züchtig zu Boden blicken.“ Meine Eltern sagten immer: „Ein junger Mann wird sich schwer tun, dich als Partnerin anzunehmen! Damit musst du dich wohl abfinden! Wenn überhaupt, dann wird dich vielleicht ein Älterer nehmen.“ Na das waren ja Aussichten! Einen alten Knacker wollte ich definitiv nicht!

Nach dem Abitur hätte ich gerne studiert und wäre Lehrerin oder Auslandskorrespondentin geworden, aber das Geld reichte nur, um meinem Bruder ein Studium zu finanzieren. Ich sollte Beamtin werden, da wäre ich wenigstens für die Zukunft abgesichert. Beamtin zu werden war ganz und gar nicht mein Traumziel, aber als folgsame Tochter gab ich mich diesem Schicksal eben hin. Ich wackelte also am ersten Tag etwas unsicher und nervös in den Ausbildungssaal des Versorgungsamtes. Ich kam zu früh, aber einer saß schon da. Eigentlich eher untypisch für mich, fragte ich ihn, ob der Platz neben ihm noch frei sei. Zum ersten Mal blickte ich

nicht züchtig zu Boden! Nein! Ich setzte mich neben ihn. Es wurde eine tolle Zeit. Die Ausbildungsgruppe war super. Wir gingen zusammen aus, hatten viel Spaß miteinander und der Mann, neben dem ich am ersten Tag Platz nahm, ist nun seit 49 Jahren mein Ehemann!

War es Liebe auf den ersten Blick? Ich glaube schon. Irgendwie war von Anfang an klar, dass wir zusammengehören. Da war einfach so eine Vertrautheit zwischen uns und alles lief wie von selbst. Im Oktober 1961 haben wir uns kennen gelernt, im April 1962 verlobt, im Januar 1963 geheiratet und im November 1964 kam unser Sohn Uwe auf die Welt. Als ich geheiratet hatte, war ich unheimlich glücklich! Mein Selbstwertgefühl steigerte sich dadurch sehr und ich nahm eine angenehme Zufriedenheit in mir wahr. Später verstärkte sich dieses Lebensgefühl nochmals durch meine Schwangerschaft und die Geburt unseres Sohnes! Es war wohl mein innigster Wunsch, wie jedes andere Mädchen auch einen Freund oder Mann, eine Familie, einen eigenen Haushalt und guten Beruf zu erlangen. Auch wenn sich diese Wünsche vielleicht für manche Leserinnen wie veraltete Klischees anhören, verband ich mit der Erreichung dieser Ziele die Gewissheit, dadurch eine „richtige“ Frau und gleichwertig zu sein! Unsere Hochzeitsreise ging für eine Woche nach Salzburg in eine sehr einfache Pension, bei herrlichem, sehr kalten Winterwetter. Es war ein Traum!

Hochschwanger im neunten Monat, schloss ich meine Beamtenprüfung ab. Ich ging ganz lässig in die Prüfung, bekam meine Urkunde



zur Regierungsinspektorin und freute mich, nun erstmal Mutter zu werden. Die Schwangerschaft war gut verlaufen, aber Uwe ließ auf sich warten. Zehn Tage war er bereits übertragen und ich musste in die Klinik. Wehenfördernde Infusionen zeigten bei mir keinerlei Wirkung. In einem gleichgültigen Ton sagte die Hebamme zu meiner Mutter: „Die Herztöne hört man schon kaum noch.“ Meine Mutter war entsetzt und mobilisierte meinen Schwiegervater, der Arzt war. Er veranlasste, dass die Frauenärztin sofort einen Kaiserschnitt machte und so kam unser Sohn doch noch gesund auf die Welt. Es war schockierend. Was wäre passiert, wenn meine Mutter nicht so energisch und mein Schwiegervater kein Arzt gewesen wäre? Sie haben mich stundenlang einfach liegen lassen: dachten sie vielleicht, das Kind einer

behinderten Frau sei nicht so wichtig? Sie würde es eh nicht gut versorgen können?

Nach dem Mutterschutz sagte man mir: „Entweder Sie arbeiten ganz oder gar nicht.“ 1964/65, da gab es nur Hop oder Top, denn es gab keine Teilzeitarbeit oder Elternzeit. Meine Mutter bot mir an, tagsüber das Kind zu versorgen.“ Aber ich wollte lieber selbst für meinen Jungen da sein! Oft dachte ich, hoffentlich leidet mein Kind nicht unter meiner Behinderung, aber das war für Uwe nie ein großes Thema. Wir hatten viele gute Kontakte zu anderen Familien mit Kindern und haben uns gegenseitig eingeladen oder etwas mit den Kindern unternommen. Man kann wirklich sagen, dass die Beziehung zwischen meinem Sohn und mir und natürlich auch seinem Vater immer sehr vertraulich



ensvoll war. Selbst wenn er als Jugendlicher spät nach Hause kam, erzählte er noch alles, was er erlebt hatte. Er selbst sagt, dass ihm nie etwas gefehlt hat. Sehr bedauert habe ich allerdings, dass ich keinen Sport wie Skifahren oder Schlittschuhlaufen mit ihm treiben konnte. Aber solche Einschränkungen haben wir damit ausgeglichen, dass er immer wieder mit dem „Sportscheck“ oder der Jugendgruppe wegfahren durfte. Rodeln und Radl fahren konnten wir jedoch gemeinsam. Bis vor zwei Jahren konnte ich noch auf einem normalen Radl fahren. Jetzt habe ich ein Dreirad und bin damit Gott sei Dank weiterhin mobil.

Als Uwe neun war, überlegte ich, in meinen alten Beruf zurückzukehren, aber es wäre immer noch nur in Vollzeit möglich gewesen.

Das war mir mit Kind und Haushalt einfach zu viel. Stattdessen studierte ich vier Semester Psychologie und professionalisierte im Abendkolleg mein Englisch. Danach landete ich in der Jugendarbeit und anschließend mehr und mehr in der Sozialpolitik.

Ich war 33 Jahre, als ich den 2. Landesvorsitzenden des damaligen Reichsbundes (ein Verband für Kriegsoffer), heute Sozialverband Deutschland (SoVD) kennen lernte, der mich fragte, ob ich Lust hätte, einen integrativen Club für Jugendliche mit und ohne Behinderung in München aufzubauen und zu organisieren. Die Idee von Integration und Selbstbestimmung von damals sogenannten „Schwerbeschädigten“ war neu. Bisher lebten diese „Schwerbeschädigten“ in Sondereinrichtungen oder zu Hause bei den Eltern, von der Gesellschaft isoliert, mal überbehütet, mal unterversorgt, aber in jedem Fall weitgehend in vielen Bereichen ihrer Existenz fremdbestimmt. Nun in den 70er Jahren platzte vielen der Schwerstbeschädigtenkragen! Betroffene gründeten Vereine und Gruppen mit der Intention, sich für ihre Selbstbestimmung stark zu machen und mit gesellschaftlichen Vorurteilen ordentlich aufzuräumen! Es war der Beginn einer sozialpolitischen Revolution, die bis heute im Gang ist. Ziel: Gleichberechtigung aller Menschen! Die damaligen Schlagworte waren „Integration statt Isolation“ und „Bürgerrechte statt Wohltaten“. Heute sind wir schon einen Schritt weiter und fordern „Inklusion“!

Mit Hilfe meines Bruders und einer Schulfreundin gelang es, ein paar nicht behinderte Jugendliche für die Gruppe zu gewinnen,

während ich die großen Behinderteneinrichtungen in München, wie die Pfennigparade und die Landesschule für Körperbehinderte nach Jugendlichen mit Behinderung abklapperte. So konnten wir am 14. November 1973 im „Haus International“ unseren ersten integrativen Clubabend mit ca. 30 Leuten durchführen. Unser Vereinsname war „Integ“, abgeleitet von Integration. Wir trafen uns alle zwei Wochen, spielten, diskutierten und entwickelten Ideen für neue Aktivitäten. Ein Anliegen der Jugendlichen war, Theater zu spielen. Durch eine witzige Anekdote fanden wir entsprechende Kontakte. In München lebte damals eine Kostümbildnerin, die auch Ina Stein hieß, für den Filmproduzenten Franz Seitz arbeitete und unter anderem in drei Edgar Wallace-Filmen die Kostüme entwarf. Da der Name Ina Stein bezüglich der Integ-Gruppe durch die Presse geisterte, entstand Verwirrung. Jeder der mich anrufen wollte und nicht wusste, dass ich im Telefonbuch unter Ingrid, meinem Taufnamen stehe, rief bei der Kostümbildnerin an. So wurde sie neugierig auf ihre Namensverwandte, rief mich an und kam auf einen Kaffee vorbei. Wir erzählten uns gegenseitig von unserer Arbeit und verbrachten einen sehr interessanten und inspirierenden Nachmittag! Auf Empfehlung von ihr, lud ich die Dramaturgin Lilo Schick ein, die ebenfalls für Seitz' Filme arbeitete und wir konnten sie tatsächlich für unsere Integ Theatergruppe gewinnen. Sie hatte ein tolles Gespür für die unterschiedlichen Persönlichkeiten und so wurden wir eine der ersten Theatergruppen, die mit behinderten und nicht behinderten Schauspielern auftrat. Unseren Mitgliedern machte es riesigen Spaß

und mit ihren Rollen wuchs auch ihr Selbstbewusstsein. Wir hatten etliche Auftritte mit Stücken von Karl Valentin, Dürrenmatt und Ludwig Thoma im Fraunhofertheater und in kirchlichen Einrichtungen. Lilos Bruder war Bühnenbildner und gestaltete für uns Kulissen. Die Cousine meiner Schwägerin arbeitete damals in der Geldvergabeabteilung im Sozialreferat und konnte mich beraten, wie man Anträge für Projektförderungen und Zuschüsse formulieren muss. Wir gingen durch die ganze Presse und es war eine tolle Sache und eine spannende Zeit. Vieles musste ich erst lernen, aber dieses Erforschen, dieses Wege und Mittel suchen, um Dinge möglich zu machen, das war meins! Man muss immer Netzwerke spinnen! Das ist ganz wichtig. Und man braucht natürlich auch ein bisschen Glück.

Schnell war klar, dass sich die Gruppe auch politisch engagieren wollte. Unsere Schwerpunktthemen waren Barrierefreiheit und Mobilität. Es war viel Recherchearbeit und eine Herausforderung für mich, die Bedürfnisse der Jugendlichen in der Öffentlichkeit zu vertreten und auf angemessene und Erfolg versprechende Weise zum Ausdruck zu bringen. Wir fanden Kontakte zu anderen Vereinen mit ähnlichen Interessen, tauschten uns aus und verbündeten uns mit dem Ziel, an der Gleichberechtigung aller Menschen mitzuwirken. Da gab es in München z.B. den CBF, Claus Fussek, der damals Zivi war und später die Gesellschaft mit der Unterversorgung von alten Menschen in Pflegeeinrichtungen konfrontierte, oder Max Weber, ein ungeheuer engagierter Landtagsabgeordneter mit Kinderlähmung, der sich

insbesondere um Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung bemühte. Die heutige Frau des Münchener Oberbürgermeisters Ude, damals Edith von Welser und im Bezirksausschuss Schwabing, unterstützte uns dabei, an der Leopoldstraße öffentliche Behindertenparkplätze einzurichten und Frau Hüggenell, damals SPD-Stadträtin, gab unsere Forderungen bezüglich behindertengerechter U-Bahn Toiletten an den Stadtrat weiter. Wir machten Infostände zu bestimmten Anlässen, informierten Zeitungen und Rundfunk über unsere Themen und gaben regelmäßig unser Clubprogramm heraus. Auf diese Weise bildeten sich nun in vielen Städten und Ländern Vereine und ein immer größer werdendes Gremium zur Teilhabe behinderter Menschen in der Gesellschaft. 23 Jahre habe ich Integ begleitet. Anfangs dachte ich, ich gründe das nur schnell und übergebe es dann an Jüngere, aber irgendwie bin ich dann doch kleben geblieben. Ich wollte natürlich, dass der Verein nicht wieder in die Brüche geht und es braucht für alles einen Motor. Der war dann eben ich.

1981 wurde mir wiederum vom ehemaligen Reichsbund, inzwischen SoVD, ein weiteres Thema angetragen: „Die besonderen Probleme von Frauen mit Behinderung.“ Die damalige zweite Bundesvorsitzende des SoVD fragte mich, ob ich einen Artikel zu diesem Thema verfassen könnte. Der Verband wollte zum „Jahr der Behinderten“ eine Sonderausgabe seiner Zeitschrift herausgeben und, nett wie ich war, sagte ich zu. Zu Hause an meinem Küchentisch wurde mir beim Schreiben erstmals bewusst, dass ich dieses Thema selbst noch nie so richtig reflektiert

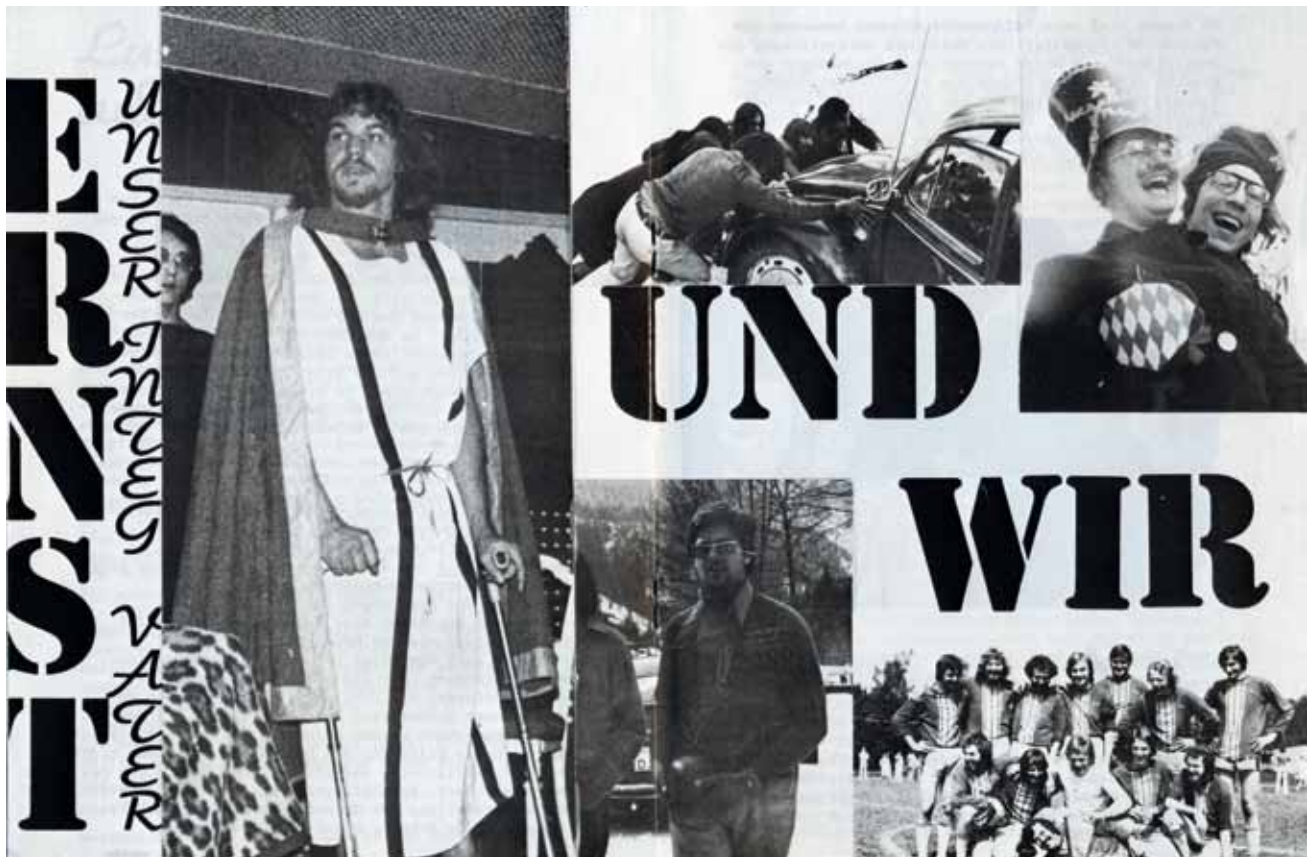
hatte. Immer wieder führte ich nun Gespräche mit anderen Frauen mit Behinderung, und es begann eine Zeit intensiver Auseinandersetzung zu allen Aspekten des Frauenseins. Das war gar nicht so leicht, denn bisher war es ein Tabu, dass Behinderte überhaupt ein Geschlecht haben. Bisher hatte keiner gefragt, wie es uns Frauen mit Behinderung überhaupt geht. Wie es um unsere Identität steht, wie wir uns fühlen, Männern gegenüber, Frauen ohne Behinderung gegenüber. Wie wir uns fühlen mit unserer Körperlichkeit, ob wir uns selbst annehmen können, wenn es die anderen schon oft nicht können, wie es uns damit geht, nicht bestimmen zu können, wer unsere Intimpflege macht, keine Arbeitgeber zu finden, die uns eine Stelle geben, keine Kinder zu haben, weil man glaubt, wir seien keine guten Mütter. Und jetzt sollte plötzlich all das aufs Tablett? Das hieß natürlich auch, vernarbte Wunden aufzureißen ...

1989 bot mir die Münchner Volkshochschule an, einen Gesprächskreis für Frauen mit Behinderung zu gründen. Sechs Jahre habe ich nun neben meiner Arbeit für Integ diesen Gesprächskreis – zeitweise mit Renate Geifrig – geleitet. Wir waren ausschließlich Frauen mit Behinderungen und alle waren sich einig, dass erstmal keine Frau ohne Behinderung dabei sein soll und auch keine „Professionelle“! Es war fürs Erste einfach nur gut, einen geschützten Raum zu haben, in dem wir uns austauschen konnten! Als wir so weit waren, wagten wir uns mit unserer Weiblichkeit in die Öffentlichkeit. Mit der Fotografin Christina Warings Köster entstand eine Fotoausstellung mit dem Titel „Emotio-

nen“. Dort zeigten wir unsere Frauengesichter, unsere Frauenkörper und unsere Themen. Die Ausstellung lief durch ganz Deutschland, bis nach Brüssel, und als die Bundestagsabgeordnete Frau Hasselfeld unsere Fotos in Fürstenfeldbruck sah, holte sie unsere Ausstellung nach Bonn in den deutschen Bundestag. Rita Süßmuth eröffnete die Ausstellung und nahm sich viel Zeit für uns.

Aus unserem Frauengesprächskreis entstanden auch zwei Dokumentationen des Filmemachers Werner Geifrig, in denen wir unsere

Gespräche offen gelegt haben. Wir überlegten inzwischen, wie wir ein bayernweites Angebot für Frauen mit Behinderung auf die Beine stellen könnten: Ein Netzwerk für Mädchen und Frauen mit Behinderung in Bayern. Eine Anlaufstelle für Austausch, Beratung, gemeinsame Aktivitäten und Arbeitsgruppen, die unsere Themen in Gesellschaft und Politik vertreten. Auch die Frau des damaligen Ministerpräsidenten Stoiber sah sich unsere Ausstellung an, und ich erzählte ihr von unserem Anliegen, ein bayernweites Angebot für Frauen mit Behinderung zu schaffen. Eine Mitarbeiterin vom Sozial-



ministerium gesellte sich hinzu und beide Damen signalisierten Bereitschaft, unser Ziel zu unterstützen. Die Umsetzung gelang jedoch erst später, mit meiner Berufung als Behindertenbeauftragte der Staatsregierung.

Der SoVD war Mitglied in einem Internationalen Behindertenverband, der FIMITIC (International Federation of Persons with Physical Disability). Als ich einmal Gelegenheit hatte, mit dem Präsidenten dieses Verbandes zu sprechen, sagte ich zu ihm: „Wissn´s was? Das Thema Frauen mit Behinderung wäre doch auch mal eine Diskussion auf internationaler Ebene wert!“ Nach einer Besprechung mit seinem Präsidium meldete er sich bei mir und sagte: „Also Frau Stein, wir sind sehr dafür aufgeschlossen, einen internationalen Arbeitskreis für Frauen mit Behinderung zu gründen.“ „Ja toll!“, rief ich aus, „und wer wird den leiten?“ Er: „Ja, Sie!“ Ich: „Was, ich?“ Ich war natürlich erstmal sprachlos, willigte aber schließlich nach ein paar schlaflosen Nächten ein. Es war eine ungeheuer spannende und interessante Arbeit, Frauen aus ca. zehn Nationen (von Schweden bis Rumänien, Italien und Finnland) trafen sich in ihrem jeweiligen Heimatland und tauschten sich über ihre Bedürfnisse und ihre Lebensbedingungen aus, die so verschieden waren wie die Situation in ihren Ländern. Die Verhandlungssprache war englisch und wir hatten ein gutes Medienecho.

Meine Herausforderungen in der ehrenamtlichen Behindertenarbeit wurden mit der Zeit immer größer. 1995 wurde ich zur 2. Bundesvorsitzenden des SoVD gewählt, eine Tätig-

keit, die nicht nur das Gebiet „Behinderung“ umfasste, sondern eine Vielzahl von Themen wie „Frauen, Familie, Pflege, Gesundheit“ u.v.m. Ich lernte zahlreiche wichtige Persönlichkeiten kennen und musste von einem Moment zum anderen zu aktuellen Problemen in den Medien Stellung nehmen. Das war nicht ohne, aber ich bekam die dafür nötige professionelle Unterstützung. In diesen Jahren wurde die Forderung von den Behindertenorganisationen nach qualifizierten Behindertenbeauftragten immer lauter – auf Bundesebene gab es zwar einen, von dem hörte man aber ziemlich wenig. In Bayern füllte dieses Amt der damalige Staatssekretär des Sozialministeriums aus. Die damalige Sozialministerin Barbara Stamm wurde nun sehr eindringlich gebeten, einen unabhängigen Behindertenbeauftragten zu installieren. Da sie mich von früheren Veranstaltungen kannte, wurde ich gefragt, ob ich mir dieses Amt zutrauen würde. Ich sagte zu und wurde im Dezember 1998 der Presse vorgestellt. Da ich mich an keinem Vorgänger orientieren konnte, fing ich praktisch bei Null an. Es galt, diesen Spagat zwischen den Forderungen der Behindertenorganisationen und der Politik so diplomatisch zu gestalten, dass am Ende ein positives Ergebnis stand, und so wurden daraus spannende und arbeitsreiche fünf Jahre. Da mein Mann gesundheitliche Probleme hatte und auch ich merkte, dass diese Aufgaben auf Dauer sehr kräftezehrend waren, ließ ich mich aber trotz guten Zuredens von Ministerpräsident Stoiber nicht mehr neu berufen.

Nachdem ich dieses Amt aufgegeben hatte, wurde ich von verschiedenen Organisatio-



Konferenz der **FIAITIC**

Die behinderten Frauen im Aufbruch







München, 1. April 2004,
Pressemitteilung 193.04

Behindertenbeauftragte der Staatsregierung

Sozialministerin Christa Stewens verabschiedet Ina Stein und führt Anita Knochner in ihr neues Amt ein

Im Rahmen einer Feierstunde im Sozialministerium hat Bayerns Sozialministerin Christa Stewens heute die bisherige Behindertenbeauftragte der Bayerischen Staatsregierung, Ina Stein, verabschiedet. „Begleitet, gefördert und von Frau Stein angestoßen konnten in der Behindertenpolitik viele wichtige Vorhaben Realität werden“, dankte die Ministerin Frau Stein für die vertrauensvolle Zusammenarbeit und ihren engagierten Einsatz für behinderte Menschen. Höhepunkte seien das Bayerische Gesetz zur Gleichstellung, Integration und Teilhabe von Menschen mit Behinderung (BayBG) gewesen, aber auch die Anregung zur Gründung der Bioethik-Kommission und zur Schaffung des Netzwerkes von und für Frauen und Mädchen mit Behinderung in Bayern. „Weit über das übliche Maß hinaus hat Frau Stein dieses Ehrenamt fünf Jahre lang mit unermüdlichem Einsatz ausgeübt und dabei stets eigene Interessen zum Wohle anderer zurückgestellt“, würdigte Stewens die Verdienste von Ina Stein.

nen gefragt, ob sie mich nicht für ihre Ziele gewinnen könnten. So auch von Special Olympics, einer weltweiten Sportorganisation für Menschen mit einer geistigen Behinderung. In der Zwischenzeit hatte ich zwei Enkelkinder (heute 17 und 21 Jahre). Nadine, die Ältere ist autistisch und sehr sportlich und so entschloss ich mich, auch mal etwas für meine Familie zu tun. Ich erklärte

mich bereit, einen Special Olympics Landesverband Bayern aufzubauen, der inzwischen 8000 Sportler betreut und große sportliche Veranstaltungen durchführt. Nadine trainiert fleißig, nimmt begeistert an den Wettbewerben teil und hat dadurch viele neue Freunde gewonnen.

Neben all diesen ehrenamtlichen Aktivitäten, die viel Arbeit, aber auch viel Spaß machten, weil man etwas gestalten und positive Veränderungen bewirken kann, hatte ich natürlich auch ein Privatleben. Eine große Leidenschaft von meinem Mann und mir war das Reisen, denn fremde Länder und Kulturen machten uns neugierig. So unternahmen wir einmal im Jahr eine große Tour. Vom Nordkap bis zur Südsee waren wir unterwegs und haben sehr viel von der Welt gesehen. Noch heute zehren wir von diesen großartigen Erlebnissen.



Nina Theresa Gietl



Schülerin und begeisterte Kids

Marathon Fahrer

In Frankfurt hat Papa extra ein spezielles Tandem geholt, damit Nina mit auf Radltour gehen kann. Auch beim jährlichen Kids-run des Halbmarathon in Ingolstadt startet Nina mit durch. Papa schiebt sie. So hat sie natürlich auch schon einige Medaillen bekommen. Schwesterchen Hanna und Nina verstehen sich meistens ganz gut und teilen einige Interessen.

Nina and friends – oder „dabei, ist alles“

Zwischen Papa Tom und Mama Petra hat es auf dem Fußballplatz gefunkt. Tom spielte damals mit Petras Bruder im SV Manching zusammen und so ergab sich der erste Kontakt.

Die beiden sind nun bereits 15 Jahre glücklich verheiratet und haben zwei Töchter. Die kleine heißt Hannah und ist neun Jahre alt.

Die große heißt Nina Theresa und ist inzwischen dreizehn Jahre. Nina ist am 25. April 1998 in Kösching geboren. Sie musste mit einer Saugglocke herausgeholt werden, weil Mamas Becken etwas zu eng war. Dabei war Nina für kurze Zeit nicht ausreichend mit Sauerstoff versorgt, aber die Ärzte haben Mama und Nina damals als gesund entlassen. Zu Hause fiel Mama Petra auf,



dass Nina oft ins Leere schaute und nicht, wie erwartet, in Mamas oder Papas Gesicht. Mag sie uns nicht? Doch! Sehr sogar! Nach Untersuchungen bekam Nina die Diagnose Ataxie. Petra meint: „Ich glaube, ich habe das erst so richtig im Jahr 2000 realisiert.“ Die kleine Hannah sagt: „Nina ist halt behindert. Na und? Beim Uno-Spielen gewinnt sie immer und als ich ein Baby war, hat sie mich auf den Arm genommen, gestreichelt und mir das Fläschchen gegeben.“

Nina war als Baby sehr anhänglich und von ihrem Wesen her immer zufrieden. Gemütlich eingerollt lag sie in ihrem Bettchen und freute sich über Kleinigkeiten. Im Juni 2000 hat Nina mit Mama eine Mutter-Kind Kur gemacht. Petra erzählt, dass diese Kur super war. „Es war einfach schön zu sehen, wie die anderen Mütter mit ihren Kindern umgehen und da dachte ich, das schaffen wir auch und uns geht es eigentlich echt gut. Nina kann krabbeln und sich Spielzeug holen, ein bisschen laufen, wenn man sie an den Händen führt und vieles mehr.“



Papa Tom meint: „Klar habe ich mich anfangs gefragt, warum jetzt ausgerechnet unser Kind. Aber seit ich mich damit auseinander gesetzt habe, ist es eigentlich eher schön, die besonderen Eigenschaften von Nina kennen zu lernen! Ich bin als Vater froh, dankbar und oft auch stolz, dass Nina so ist, wie sie ist und freue mich über jede kleine Entwicklung, die sie macht. Sie überrascht mich immer wieder, wenn sie plötzlich Dinge kann, die ich anfangs nicht für möglich gehalten hätte“.

Mit drei Jahren kam Nina in einen Kindergarten in Ingolstadt. Ihr Papa meint, dass sie dort unterfordert war, weil wohl keiner so richtig ihre Spiel und Entwicklungsbedürfnisse aufgegriffen hat. Da beschlossen die Eltern, einen anderen Kindergarten zu suchen, in dem Ninas Fähigkeiten besser unterstützt wurden. Nina war als kleines Kind noch etwas schüchtern, aber ab der Vorschule ist sie aufgetaut und hat super Freundschaften entwickelt.

Inzwischen geht Nina in die Nepomuk-von-Kurz-Schule in Ingolstadt und fühlt sich dort pudelwohl. Ihre Schulzeiten sind Montag bis Donnerstag von 8 bis 16 Uhr und am Freitag bis 13 Uhr. Aqua-Therapie und Schwimmen liebt sie besonders. Mama Petra ist zweite Vorsitzende im Förderverein der Schule geworden und engagiert sich für die bestmögliche Unterstützung, Bildung und Förderung von Kindern und Eltern. Am Nachmittag bietet die Schule eine Hausaufgabenbetreuung an. Danach wird gespielt oder ein Ausflug gemacht. Natürlich wird auch gefeiert und für die Faschingsfeier hat sich Nina mal als Außerirdische verkleidet. Ob sie sich auch manchmal so fühlt, wenn sie irgendwelche Leute blöd anschauen oder ihr gegenüber komisch reagieren?

Nina mag ihre Klassenlehrerin Frau Renz und ihre Erzieherinnen Silke und Elli. Eine ihrer besten Schulfreundinnen, Helena, übernachtet gelegentlich bei ihr. Dann liest sie Nina etwas vor oder die beiden spielen miteinander. Rot ist Ninas Lieblingsfarbe, sie mag Hunde, Katzen und Delphine, sie isst gerne, besonders Omas selbst gebacke-

nen Nusszopf, sie lacht gerne und ist neugierig und interessiert, wenn es etwas Neues zu entdecken gibt.

Seit zwei Jahren hat Nina einen Computer, den sie für die Schule und zur Kommunikation mit anderen benutzt. Auf ihrem Computer hat sie gewisse Aussagen oder Antworten gespeichert, die ihr entsprechen. So sagt sie z.B. per Tastendruck: „Mein Name ist Nina. Und wie heißt du?“ Oder „jetzt rede ich mit euch!“ oder „ich bin sehr gerne in meinem Zimmer, in meiner Hängeschaukel. Und was machst du gerne?“ Außerdem hat



Am Wochenende schlafen Hannah und Nina meistens zusammen in einem Zimmer. Dann haben die beiden ausgiebig Zeit zum Reden, Kuscheln und Quatsch machen.



Ihre Lebensfreude
erblüht doch am
meisten, wenn es um
Bewegung, Hüpfen,
Schaukeln und
Geschwindigkeit geht.
Egal, ob das Traktor
fahren, Trampolin
springen oder Schiff-
schaukel oder Rad
fahren ist.

sie auch ihre Lieblingsgeschichte *Leo Lau-
semaus hat schlechte Laune* auf ihrem
Computer und das Lied *Mein kleiner grüner
Kaktus*. Mit ihrem Computer hat Nina auch
schon beim Schultheater mitgespielt. Ihr
Text war gespeichert. Sie spielte ihre Rolle
und wenn sie etwas sagen musste, drück-
te sie einfach die entsprechende Taste für
ihren Text.

Aber Nina redet auch ein paar Worte auf ih-
re Art und wer sie kennt, versteht sie mit
der Zeit ganz gut. Hannah heißt „Jaja“, Trin-
ken heißt bei Nina „Anka“, Essen heißt
„mamam“. Nein und ja versteht jeder sofort.
Manchmal sagt Nina Nein zum Spaß, aber
wenn sie laut und deutlich Nein sagt, dann
meint sie das auch so. Da kann sie zur Not
auch mal energisch werden. Nina zeigt,
wen sie mag und wen sie nicht mag und was
sie will oder nicht will!

Nach der Schule oder am Wochenende,
verbringt Nina ihre Zeit am liebsten bei den
Nachbarinnen, bei Ulli und Evi. Die beiden
mögen Kinder! Das spürt man und so ist bei
denen immer etwas los! Nina übernachtet
auch gerne bei Freunden oder bei Oma und
Opa. Natürlich kommen auch Kinder aus
der Verwandtschaft oder aus der Nachbar-
schaft bei den Gietls zu Besuch. An man-
chen Tagen glühen die Telefondrähte und
Kinder, Freunde und Verwandte sind immer
herzlich willkommen.

Andererseits sind die Gietls auch alle gerne
auf Achse, was Ninas Abenteuerlust natür-
lich sehr entgegen kommt! Dann gehts in
den Zoo, zum Schlitten fahren, Freunde be-
suchen oder auf irgendein Fest, das sich
gerade anbietet. In Nürnberg, im Erfahrungs-
feld zur Entfaltung der Sinne gibt es ein
Dunkelcafé. Mama war überrascht, wie gut
sich Nina darin zurecht fand. Nina konnte
sehr gut nach Gefühl Essen und Trinken. Im
Legoland war es natürlich auch super. Nina
liebt die Fahrgeschäfte und hat mit Hannah
alles auskosten, was geboten war. Auch
einige Urlaubsreisen hat Nina schon mit ih-



rer Familie erlebt. Zuerst war sie mit Mama und Papa auf Mallorca. Als Schwesterchen Hannah da war, ging es für zehn Tage mit zwei befreundeten Familien nach Norwegen. Die Männer sind gemeinsam mit einem Bus voraus gefahren und haben Gepäck und Proviant mitgenommen und die Mütter sind mit den Kindern hinterher geflogen. In Ninas Leben wird nicht groß über Integration ge-

redet. Es wird einfach gelebt, was das Zeug hält. Schön, wenn es so sein kann.

Besonders beeindruckend haben die beiden Schwestern den Türkei-Urlaub in Erinnerung. Nina durfte in Kas mit den Delphinen schwimmen, schmusen und spielen. Am Ende konnte die ganze Familie mit ins Wasser. Das war einfach traumhaft.



**In Ninas Leben wird nicht groß
über Integration geredet. Es wird
einfach gelebt, was das Zeug
hält. Schön, wenn es so sein kann.**





In der Familie Gietl sind alle sportlich. Mama jobbt im Fitnessstudio, Papa arbeitet als Postbote und ist viel zu Fuß und mit dem Radl unterwegs und zudem machen beide noch Triathlon. In Frankfurt hat er extra ein spezielles Tandem abgeholt, damit Nina mit auf Radltour gehen kann. Auch beim jährlichen Kids-run des Halbmarathon in Ingolstadt startet Nina mit durch. Nina im Rolli und Papa schiebt. „Dabei, ist alles!“ So hat sie natürlich auch schon einige Medailen bekommen. Reiten macht den Mädchen ebenfalls Spaß und zum Geburtstag gab es für die beiden ein großes Trampolin, das nun im Garten steht.

Nina singt gerne und auf der Hochzeit von Mamas Cousine hat sie das Tanzen für sich allein entdeckt. Keiner durfte stören. Besonders steht sie auf Lieder von Donikkl und Silbermond. Gelegentlich geht die Familie Gietl in die Kirche. Mama wird dann manchmal etwas unruhig, weil sie denkt, es könnte jemanden stören, wenn Nina zwischendurch mal aufsteht oder ein bisschen redet. Aber seitdem Nina einmal am Ende des Gottesdienstes von einer netten Frau angesprochen wurde, weil sie super mitgemacht hat, ist Mama Gietl viel entspannter in solchen Situationen.

Ninas Zimmer ist ganz nach ihren Vorstellungen eingerichtet. Hier hat sie ihre Hängematte, eine Wippe und ihre Bananenschaukel. Zum Spielen hat sie ihre Arche Noah, ihren Bär Nono, eine Raupe, ihre Puppe Annabell und eine Magnettafel mit Buchstaben. In ihrem Bett befinden sich jede Menge Kuscheltiere und ihr Delphinkissen. Die

Wandfarbe Orange hat sie selbst ausgesucht. Gerne hört sie auch Hörspiele an oder lässt sich aus *Lauras Stern* und anderen Büchern vorlesen. Einige Worte kann sie aber auch selbst lesen. Im Garten steht ein Holzhäuschen, das Papa Gietl eigenhändig für die Mädchen gebaut hat. Es macht ihm Spaß, seinen Töchtern eine Freude zu bereiten und sich gedanklich damit auseinander zu setzen, was auch für Nina gut zum Spielen geeignet ist. Nina spielt schon auch mal etwas Ruhiges und hilft ihrer Mutter gern beim Backen in der Vorweihnachtszeit. Aber ihre Lebensfreude erblüht doch am meisten, wenn es um Bewegung, Hüpfen, Schaukeln und Geschwindigkeit geht. Egal, ob das Traktor fahren, Trampolin springen, oder Schiffschaukel und Rad fahren ist. All diese Dinge kicken sie einfach!

Wenn sie mal in Schmuselaune ist, könnte sie sich stundenlang von Mama oder Papa den Rücken streicheln lassen. Wenn denen dann die Hand müde wird, sagt Nina: „weiter machen“ und führt die Hand wieder zu ihrem Rücken. Nina ist eben eine Genießerin! Am Wochenende schlafen Hannah und Nina oft zusammen in einem Zimmer. Dann haben die beiden ausgiebig Zeit zum Reden, Kuscheln und Quatsch machen.

Hannah sagt: „Manchma denk mer des gleiche und manchma san mer a gleich ozogn“ oder: „Manchma muss i bissi knobeln bis i`d Nina versteh, aber dann versteh i`s scho und die Nina hat mi a scho oft beschützt.“ Auch an den Aktivitäten vom Ferienpass der Offenen Behindertenarbeit haben die beiden zusammen teilgenommen. Hannah erzählt:

„Da woar ma im Zoo, ham Kekse backn, gebastelt und san Pferdl grittn.“ Sensibel und ängstlich reagiert Nina nur bei Gewitter oder wenn plötzlich heftiger Lärm entsteht. Dann erschrickt sie und fühlt sich einfach unbehaglich. Ansonsten ist sie aber eher mutig bis übermütig. Es macht ihr auch hin und wieder Spaß zu schwindeln und Leute auf den Arm zu nehmen. Dabei kann sie sich ka-

putt lachen. Wenn es aber Mama, Papa oder Hannah mal nicht so gut geht, spürt Nina das sofort und ist sehr einfühlsam. Dann bekommt man schon mal einen extra Schmatz von ihr.

Mittlerweile gehört Nina zu den Teenagern und hat auch schon ihre Periode bekommen. Als sie sie zum ersten Mal bekam, waren Nina und Papa im Kino. Nina musste zur Toilette und da war Papa, gelinde gesagt, etwas überrascht. Aber schließlich haben sie es gemeistert. Manchmal ist es Nina heute lieber, wenn Mama ihr während der Periode hilft. Wenn Nina dann Schmerzen oder Weltschmerz hat, weist sie ihren Vater auch mal ab. Tom meint, dass das anfangs etwas irritierend für ihn war. Aber inzwischen hat er sich damit angefreundet, dass sein Mädchen nun eine junge Dame wird, und es gut und richtig ist, wenn Nina lernt sich abzugrenzen und ihre Bedürfnisse äußert!

Petra und Tom sind sich einig, dass Nina so selbstbewusst und selbstbestimmt wie möglich heranwachsen soll. Klar gibt es Regeln, die eingehalten werden müssen, auch wenn das Nina mal nicht gefällt. Wenn Nina Hannah piesackt, darf sich Hannah selbstverständlich wehren. Schließlich streitet jeder mal. Und wenn Nina Vorstellungen hat, die die Eltern nicht ganz teilen können, denken sie zumindest mal darüber nach, inwieweit Ninas Wünsche erfüllbar sind und wenn es nicht möglich ist, erklären sie Nina auch warum. So gehen sie ja auch mit Hannah um. Eben ganz normal.

Verliebt ist Nina zurzeit noch nicht wirklich, aber Jungs gefallen ihr schon. Das hat sie zumindest mit strahlenden Augen und einem schelmischen Lachen gesagt. Wie ihre Zukunft mal aussehen wird, steht noch in den Sternen. Da ist bei einem 13-jährigen Mädchen selbstverständlich noch jede Menge Spielraum. Aber eines ist klar: Nina soll und wird ihr Leben weitgehend selbst entscheiden, wenn sie mal erwachsen ist!





Malerin und Lebenskünstlerin

MoBa ereifert sich immer wieder gerne, ihre eigene Mobilität und MoBalität zu suchen, zu finden und kreativ in ihrer Lebenskunst und Malerei zum Ausdruck zu bringen. Weitere Spitznamen: MoBa Lisa oder MoBalität für Präsident. Für manches im Leben gibt es eben keine passenden Worte. Dann muss man welche erfinden oder Bilder sprechen lassen.

Monika Bach

MoBa – Stille Räume mit kühlem Blick zur Rede gestellt

Geboren ist Moba am 29. März 1965 auf dem Lande in Röttingen im Landkreis Würzburg im Bett ihres Vaters. Moba, leitet sich aus Monika Bach ab, aber der Name Monika gefällt Moba nicht und deswegen heißt sie eben lieber Moba! Die kleine Moba kam beim Fläschchen trinken immer unglaublich ins Schwitzen und irgendwas schien nicht mit ihr in Ordnung zu sein. Nach zehn Tagen brachte sie ihre Mutter zum Untersuchen ins König Ludwig Krankenhaus nach Würzburg und dort haben die Ärzte sie gleich behalten.

Moba erzählt: Meine ersten drei Lebensjahre habe ich überwiegend in diesem Krankenhaus verbracht. Bei meiner Behinderung handelt es sich um eine Verkrümmung und Versteifung der Gelenke, vor allem der Hände und Füße. Es wurden Sehnen verlängert,



Füße gerade gestellt, gebrochen, wieder gerade gestellt, Hautverpflanzungen gemacht, die oft schief liefen, alles Mögliche eben. Das zog sich insgesamt bis zu meinem achten Lebensjahr hin. Ich habe zwei große Brüder und eine ältere Schwester: den Norbert, den Mike und die Tine. Sieben Jahre nach mir wurde noch der Andi geboren. Meine Familie lebte in einem alten Bauernhaus. Der Bauernhof war von den Großeltern, die beide noch lebten, meinem Onkel überschrieben worden, weil Papa im Krieg seine rechte Hand verloren hatte. So wurde Papa Postbote, aber trotzdem musste letzt-

lich die ganze Familie auf dem Feld und auf dem Hof mit anpacken. Papa kam mich manchmal unter der Woche nach seiner Arbeit im Krankenhaus besuchen und sonntags kam Mama mit. Sonst hatte ich nur meine Puppe Luise, die ich mit drei Jahren geschenkt bekam. Die konnte sprechen, wenn man am Bändel gezogen hat. Dann sagte sie: „Mama, hat der Mond auch ein Bettchen?“ Es war nicht ganz leicht für meine Eltern, denn sie hatten keinen Führerschein und somit auch kein Auto. Bis nach Würzburg waren es 35 km und so war es ein Glück für mich, dass wir eine große Verwandtschaft hatten und vor allem einen starken Familienzusammenhalt. Irgendjemand konnte meistens fahren und wenn nicht, kamen die Eltern mit dem Zug oder Bus.

Ich habe an diese Krankenhauszeit nur dunkle Erinnerungen. Eine Zeit lang habe ich morgens immer gekotzt und da war ein sehr scheußlicher Professor. Mir wurden die Händchen bandagiert, so dass ich anfangs nicht mal das Greifen lernen konnte und ich habe dadurch Hospitalismus entwickelt. Irgendwie beruhigte es mich, wenigstens mit dem Köpfchen zu schaukeln. Wenn ich zwischendurch mal zu Hause war und zum Gipswechsel in die Klinik musste, haben das so alte Nonnen übernommen. Ich fing schon mit Schreien an, wenn ich die nur sah und hörte erst wieder auf als wir raus waren! Tja, alle legten viel Wert darauf, dass ich ordentlich aussehe und ordentlich laufen lerne. Für mich waren Arzttermine äußerst entblößend und beschämend, weil dort immer nur meine Defizite in den Vordergrund

gestellt wurden. Obwohl diese Tage die Besonderheit mit sich brachten, dass ich Mama ganz für mich alleine hatte und wir manchmal nach dem Arzttermin noch irgendwas für mich einkaufen gingen, war mir die Stimmung meistens versaut. Es war auch so peinlich, dass ich mich beim Arzt immer nackt ausziehen musste und dann auch noch irgendwelchen Studenten vorgeführt wurde. Was mir dort vermittelt wurde war, ich bin zu dick, ich bin zu krumm und im Grunde passt eigentlich gar nichts an mir. Das war vernichtend. Ich fühlte mich wie ein großer negativer Batzen! Bis heute macht es mich ganz kirre, wenn ich mich in Situationen befinde, in denen ich auf irgendetwas oder irgendwen warten muss. Da kommt immer diese Erwartungsangst in mir hoch, wie ich sie vor Arztbesuchen, im Wartezimmer hatte.

Meine Geschwister lernte ich erst ab meinem vierten Lebensjahr so richtig kennen, als ich endlich mehr zu Hause war. Zu Hause? Es war zwar mein Zuhause, aber irgendwie war ich lange nicht so recht in der Lage, es als solches wahrzunehmen. Was mir ein Gefühl von Freundlichkeit, Wärme und Zuneigung vermittelte, waren eher die Tiere auf unserem Hof. Die Kälbchen hatten es mir angetan, und es war schön, sie zu streicheln. Mit fünf Jahren kam ich in den städtischen Kindergarten in Röttingen. Die Treppenstufen, die ich dort täglich überwinden musste, schaffte ich nicht allein, aber die Ordensschwester half mir. Nur einmal, erinnere ich mich, war eine Schwester da, die mich nicht kannte und als sie vom Spielplatz alle Kinder hoch geholt hatte zum Mittagsschlaf, blieb

ich heulend im Sandkasten zurück. Als ich nach Hilfe rief, riss sie von oben das Fenster auf und schimpfte mich aus, weil ich noch nicht oben war. Als ich schluchzend erwiderte, dass ich das nicht alleine kann, dachte sie erst, ich verarsche sie.

Gespielt habe ich gerne mit meinem Nachbarn Peter, der auch mit mir im Kindergarten war. Bei ihm war ich auch manchmal abends zum Sandmännchen schauen, aber als seine Mutter schimpfte, weil ich angeblich beim Hochgehen mit meinen Händen die Tapete verschmiere, ging ich nicht



mehr so gerne hin. So was war mir immer sehr unangenehm und peinlich. Ansonsten wurde ich von meiner Familie mit aufs Feld geschleppt oder ich spielte zu Hause mit den Autos meiner Brüder.

Bei uns daheim wurde unglaublich viel gebetet! Morgens um 5.00 Uhr, vor dem Mittagessen, nach dem Mittagessen, dann um 18.00 Uhr und um 20.00 Uhr hat sich die ganze Familie noch Mal zum Abendgebet versammelt. Meine großen Geschwister mussten ministrieren und einige meiner (Groß-)Onkels, (Groß-)Tanten und Cousinen waren im Kloster oder aktiv in der Kirche. Unser Leben folgte also einem Rhythmus, der durch landwirtschaftliche Pflichten und Beten bestimmt war. Samstag war Familienputz- und Badetag. Nachmittags holte Papa dann gelegentlich Hähnchen und Pommes aus der Kneipe und wir spielten *Mensch ärgere dich nicht*. Sonntags standen Spaziergänge mit der Großfamilie und Verwandtschaftsbesuche auf dem Programm.

Mit sechs Jahren kam ich in die Vorschule ins Zentrum für Körperbehinderte nach Würzburg. In dieser Einrichtung verbrachte ich meine gesamte Schulzeit. Jeden Morgen wurde ich um viertel vor sieben von einem Schulbus abgeholt und kam erst um 16.30 wieder nach Hause. Da Mama so beschäftigt war, ihren Haushalts- und Landwirtschaftspflichten nachzukommen, blieb ihr meist wenig Zeit für mich übrig. Oft war keiner zu Hause, wenn ich am späten Nachmittag heim kam. Dann musste ich hinten rum durch den Hof, den Weg zwischen Kuh-

stall und Misthaufen entlang, dann durch eine Holztür, eine hohe Stufe runter, durch den Gang am Saustall vorbei, dann kam eine Schwingtür und dann war man in der Südkammer. Dort waren eine Waschmaschine, ein großer Schlachtkessel, Schrot, Gartenarbeitsgeräte, Arbeitsschuhe und ein Schrank. In diesem Schrank war dann der Schlüssel für die Küchentür versteckt. Dann ging ich rein, suchte nach Süßigkeiten oder fuhr mit meinem Dreirad in einen Laden, um mir was zum Naschen zu kaufen.

Essen wurde für mich eine Art Ersatzbefriedigung. Essen war auch etwas, was ich von meiner Mutter trotz ihrer vielen Arbeit regelmäßig bekommen konnte. Damit konnte sie ihre Familie gut versorgen und sie gab sich immer redlich Mühe, alle zufrieden zu stellen. In der Adventszeit wurden an die 30 Sorten Plätzchen gebacken und in Zehnliterereimer abgefüllt. Die wurden dann verschenkt, verschickt und die Familie war natürlich auch mehr als ausreichend versorgt. Schon in die Vorschule bekam ich bei Ausflügen drei Bananen und drei Dany + Sahne eingepackt, weil Mama wusste, dass ich das eben gerne mag. Weitere wichtige Kriterien für Mama waren Sauberkeit und Ordentlichkeit. Mit Papa fühlte ich mich irgendwie ein bisschen verbunden, weil er ja durch seine verlorene Hand – wie ich – in manchen Dingen etwas gehandicapt war. Ich beobachtete ihn manchmal, wie er Dinge für sich löste und fühlte mich dadurch angeregt, auch Lösungen für mich zu finden. Außerdem tat es mir gut, dass er auch manchmal stolz auf mich war, wenn ich etwas Schlaues sagte oder Selbstständigkeit bewies.

Meine Gedanken und Gefühle in Worte zu fassen, war lange schwierig für mich. Ich hatte zwar immer Freunde oder Freundinnen, mit denen ich jede Menge Blödsinn ausheckte, aber Tieren gegenüber öffnete sich mein Herz immer ganz besonders! Vor allem bei Meerschweinchen! Mein erstes bekam ich von meiner Schwester vermacht, weil sie irgendwann keine Lust mehr hatte,

sich darum zu kümmern. Leider lebte es nur zwei Jahre. Als es starb, weinte ich bitterlich. Da war ich echt so traurig! Trauriger, als wenn eine Oma oder Tante gestorben wäre. Zu Tieren konnte ich jene Art von Beziehung aufbauen, die ich zu Menschen nie aufbauen konnte, durfte und auch wollte. Ich denke, ich hatte aufgrund meiner frühkindlichen Verletzungen, die Entbehrung meiner Familie, vor allem meiner Mutter und die Quälereien im Krankenhaus durch Fremde, so viel Wut, Trotz, Misstrauen und Ablehnung gegen Menschen entwickelt, dass ich vermutete, die meisten wären schlecht und gemein.

Mein Schulbusfahrer war jedoch so berührt von meiner Trauer, dass er mir am Abend ein neues Meerschweinchen schenkte. Es war ja auch so, dass ich zu Hause nicht wirklich etwas Eigenes hatte. Ich musste das Zimmer immer mit meiner Schwester oder meinem kleinen Bruder teilen. Es war karg eingerichtet, und zudem noch ein Durchgangszimmer zum Elternschlafzimmer. Kein Tisch, an dem ich hätte malen können, kein Raum, in dem ich mich zurückziehen oder ausbreiten konnte. Zumindest empfand ich das so. Die Meerschweinchen waren immer da und ich musste nicht versuchen, ihnen meine so kompliziert erscheinenden Gedanken und Gefühle mitzuteilen. Mit ihnen gab es auch nie Streit. Mit meiner Mutter schon. Jeden Morgen vor dem Kleiderschrank, beim Haare bürsten oder weil ich ihr nicht ordentlich genug und zu dick war. Na Mahlzeit! Eigentlich war ich sehr sensibel, aber da ich mich nicht so gut in Worten ausdrücken konnte, artete mancher Konflikt mit anderen Schülern in eine Prügelei aus.





Meine Gefühle schwappten schnell über und die Worte blieben dann einfach in meinem Hals stecken. Aber ich wollte mir eben auch nicht alles gefallen lassen und außerdem hatte ich so ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden, dass mein Kampfgeist auch oft zum Schutze Schwächerer geweckt wurde. Manchmal war ich richtig verzweifelt, weil ich verbal nicht so gut kontern konnte.

In die Pubertät zu kommen, war für mich unangenehm. Meine Periode bekam ich schon mit elf. Bäder und Toiletten waren in unserem Haus zu klein oder morgens noch unbeheizt. So erschien es meiner Mutter die beste Lösung, mich in der Küche zu waschen. Ich hoffte immer nur, dass nicht mein Onkel oder die großen Brüder rein kommen. Peinlich!

So mit zwölf, dreizehn nahm ich manchmal am Montagabend an einer katholischen Jugendgruppe bei uns im Dorf teil. Wir schauten uns Filme an, spielten, und hin und wieder gab es auch mal eine kleine Party. Ich hatte ein großes Dreirad, auf dem ich mich ganz gut im Dorf fortbewegen konnte und besuchte damit gerne meine Tante, die einen Haushaltswarenladen führte und ihre vier Töchter, mit denen ich mich sehr gut verstand. Zuhause spielte ich mit meinem Meerschweinchen oder las irgendwelche interessanten Artikel in der Zeitung. In einer Bauernzeitschrift wurde mal einer unter dem Titel: „Ordentliche Mütter, schlampige Töchter“ veröffentlicht. Den hab ich mir gleich ausgeschnitten. Außerdem hing ich nun gerne bei und mit meinen großen Brüdern im Zimmer rum und hörte mir ihre Schallplatten an. David Bowie, Pet Shop Boys, Nazareth, deutsch Punk, deutsch Rock, neue deutsche Welle und vor allem Ton Steine Scherben. Damit bin ich groß geworden. Allgemein schaute ich mir vieles von meinen Brüdern ab und hörte mir auch neugierig ihre politische Meinung an. Besonders die alternative Szene fand ich interessant. Als eines unserer

Kälbchen notgeschlachtet werden musste, ging mir das so unter die Haut, dass ich beschloss, nie wieder Fleisch zu essen. Seitdem holte mich manchmal an Wochenenden, an denen bei uns geschlachtet wurde, meine super Klassenlehrerin aus Würzburg ab um mir dieses Drama zu ersparen. Wir hingen bei ihr rum, hörten Udo Lindenberg, unterhielten uns oder gingen in die Stadt.

Ich entsprach keineswegs der Mädchenform. Weigerte mich, am Handarbeitsunterricht teilzunehmen und in die Kirche zu gehen, prügelte mich zur Not hin und wieder, war nicht eingebildet, sondern trug Hippieklammotten und lange ungestylte Haare. So trotzte ich den Kleidungs-, Sauberkeits- und Ordentlichkeitsvorstellungen meiner Mutter und begab mich auf die Suche nach meinen eigenen Wertvorstellungen. Nun fuhr ich öfter zum Jugendclub am Bahnhof. Ich war neugierig und interessiert bezüglich der Weltanschauungen und des Lebensstils der anderen Jugendlichen und suchte nach einem tieferen Sinn des Lebens. Orientierung gaben mir dabei auch ein paar auserwählte Freundinnen bzw. Erzieherinnen aus der Schule, deren Lebenseinstellung ich irgendwie gut fand.

Üsi, eine Freundin meiner Brüder war für mich wie eine große Schwester. Wir hatten gute Gespräche, saßen bei ihr und tranken Tee oder machten kleine Radtouren. Eines Tages musste ich mir im Religionsunterricht einen Film übers Rauchen ansehen, so mit allem drum und dran: Lungenkrebs, Knochenkrebs und wie man den Menschen dann die Füße oder Beine absägt. Damals

hat mich das so mitgenommen, dass ich zu meinen Brüdern ins Zimmer ging und Üsi, die Raucherin war, flehend und heulend zur Nichtraucherin bekehren wollte. Du kannst daran sterben, sagte ich ihr. Mein Bruder Mike warf mich darauf hin raus. Kurz danach starb Üsi im Alter von zwanzig Jahren bei einem Autounfall. Ich habe viele Jahre später eines meiner Meerschweinchen nach ihr benannt. Neben der Trauer über den Verlust von Üsi, fehlte mir mein großer Bruder Norbert oder Bächl, wie ich ihn nenne, sehr. Er war zu seiner Freundin gezogen, und ich sah ihn nur noch selten. Das war schwer, hatte ich doch zu ihm eine innige Bindung aufgebaut.

Ich war siebzehn, als mein Vater eines Morgens tot im Bett lag. Ein seltsamer Tag! Ich



konnte nicht mal weinen. Irgendwie war es doch ein Schreck und eine Entbehrung für uns alle, aber alles musste seine Ordnung beibehalten. Mutter rief nach ihrem ersten Schock meine großen Brüder: Vater wurde ordentlich aufs Bett gelegt. Dann wurden mein kleiner Bruder Andi und ich angezogen und an den Frühstückstisch gesetzt. Mike wurde los geschickt, um den Arzt anzurufen, weil wir bis dahin noch kein eigenes Telefon hatten. Dann wurde Andi los geschickt, um die Tante zu informieren. Na ja, und dann mussten schließlich die Kühe gemolken und die Schweine gefüttert werden. Es waren noch Sommerferien, aber an diesem Tag wäre ich ausnahmsweise freiwillig in die Schule gegangen. Ich hatte mich mit dem Thema Sterben und Tod schon immer auseinandersetzen müssen, denn auch in der Schule, starben manche an ihrer Behinderung oder durch Unfälle und die Großeltern und Üsi waren ja leider auch schon gestorben, aber irgendwie war jetzt ein Punkt erreicht, wo die Summe der Verluste von nahen und lieben Menschen, mein Herz zerbrechen ließ! Zu Hause waren wir nur noch: Mama, Andi, Mike und ich. Tine war auch zu ihrem Freund gezogen. Mit dem Onkel, der psychisch labil war, wurde es immer anstrengender. Mutter und er mussten den Bauernhof in dieser Zeit aufgeben.

Die Stimmung war belastet, traurig und schwer, und dennoch funktionierte Mamas Disziplin und Ordnung. Inzwischen hatte sich der Spieß mit dem Essen allerdings umgedreht. Weil ich dick war, hatte Mutter tatsächlich alle Lebensmittel- und Süßwarenläden in Röttingen bzw. deren Verkäuferinnen

geimpft, mir ja nichts mehr zu verkaufen. Was für ein Verrat! Ich kam in dieser Zeit überhaupt nicht gern von der Schule heim und ertrug die Atmosphäre kaum. Ich wollte eigentlich nur noch raus.

1983, kurz nach Vaters Tod, war ich mit der Hauptschule fertig und hängte noch ein Berufsgrundschuljahr dran. Im BGJ ging ich für drei Monate nach Rummelsberg zur Berufsfindung. Tja, für Behinderte gab es bzw. gibt es bis heute gewisse Sammellager, wo man zur Schule, zur Berufsfindung, zur Berufsausbildung oder zum Wohnen hin geschickt wird. Diese wurden vor allem früher mit Vorliebe irgendwo abseits der Zivilisation gebaut, damit die Behinderten das Umfeld der Nichtbehinderten nicht allzu sehr stören. Zugegeben, das ist etwas böse formuliert, entspricht aber der Wahrheit. Will man selbstbestimmt leben, also außerhalb dieser Einrichtungen z.B. auf dem freien Arbeitsmarkt Praktika machen oder Arbeiten, oder in einer ganz normalen Mietwohnung leben, muss man dafür schon ordentlich kämpfen.

Nach diversen Praktika in Handarbeit, Holz, Elektro, Büro und Metall, wo ich als überzeugte Vegetarierin Fleischwölfe für Braun zusammenbauen musste, kam letztendlich heraus, dass ich bürotauglich bin. Danach ging es wieder nach Würzburg um das BGJ abzuschließen. Ich hatte keinen Quali und keine Ausbildung, aber mir war schnell klar, dass ich nach der Schulzeit weder in einem Rehasentrum am Arsch der Welt, noch zu Hause leben möchte. Mein wichtigstes Ziel war, erst mal auf „eigenen Füßen“ zu stehen und so entschied ich mich, in den Mainfrän-

kischen Werkstätten für Behinderte in Würzburg zu arbeiten und in ein angegliedertes Wohnheim zu ziehen. Dies erschien mir damals die einzige Möglichkeit und beste Alternative, um raus zu kommen. In Würzburg hatte ich immerhin durch die Schule schon ein paar Freunde und Bekannte. Dort wollte ich mir nun mein eigenes Leben aufbauen.

Mir war klar, dass ich mich in einem Wohnheim auch wieder irgendwelchen Strukturen unterwerfen müsste, aber immerhin hatte ich das selbst gewählt. Das erste Jahr musste ich mein Zimmer mit einer Frau teilen, was mich echt nervte. Aber im Nachbarhaus wohnte Josef, der in meinem Alter war und mit dem ich mich sehr gut anfreundete. Wir gingen immer öfter nach der Arbeit oder am Wochenende auf Kneipentour oder zu irgendwelchen Veranstaltungen und dabei lernte ich viele coole, nette Zivis kennen, die auch ihre Freizeit mit uns teilten und uns nicht nur als ihren Job betrachteten. Mit manchen unternahmen wir auch Kurztrips und Urlaube. Plötzlich fühlte sich mein Leben viel freier an und ich entdeckte viele neue Interessen und Möglichkeiten für mich. Nach einem Jahr konnte ich in ein anderes Wohnheim umziehen, das viel zentraler, in der Stadt lag. Mary, eine Freundin aus Schul- und Berufsfindungszeiten, die Auto fahren konnte, holte mich nun öfter am Abend ab. Ich war echt froh über diese Freiheiten. Ich hatte meinen Hausschlüssel, mein eigenes Zimmer und konnte abgesehen von ein paar Haushaltspflichten kommen und gehen wie ich wollte. So entwickelte ich endlich meine ganz eigene Identität, Individualität und MOBAlität!

Die Arbeit in der Werkstatt unterforderte mich. Oft war gar nicht genug Arbeit für alle da und wenn, dann hatte dieses stupide Zusammenbauen irgendwelcher Gebrauchsgegenstände meist eine ermüdende und langweilige Wirkung auf mein Gemüt. Außerdem war dies wieder so eine Art Sammelager für Behinderte und diese Tatsache war mir schon zuwider. Ich war gegen Separierung und ja inzwischen punkig und alternativ eingestellt, nach dem Motto: Keine Macht für niemand und Petting statt Pershing! Während des Golfkrieges habe ich mich sogar geweigert, in der Werkstatt Arbeiten für eine bestimmte Firma zu übernehmen, da ich wusste, dass diese Waffen herstellte. Nein! Da machte ich lieber beim Friedensmarsch mit! Wisst ihr, es wurde mir seit meiner Jugend eigentlich immer wichtiger, dass ich die Dinge, die ich in meinem Leben tue, aus Überzeugung tue. Und überzeugt war ich nun von Plan B. Aus der Werkstatt raus, einen anderen Arbeitsplatz suchen und aus dem Wohnheim raus, in eine eigene Wohnung ziehen. Werkstatt und Wohnheim waren als Übergangslösung gut für mich, aber jetzt war die Zeit reif, einen Schritt weiter Richtung Freiheit und MOBAlität zu gehen.

Es war eine zweijährige Prozedur bis Plan B verwirklicht war. Von Freunden, die schon vor mir aus einem Wohnheim ausgezogen waren, konnte ich mir Rat und Informationen einholen, wie ich mein Ziel erreichen konnte. Man muss wissen, dass es damals noch überwiegend gesellschaftlicher Konsens war, dass Behinderte einfach in Heime gehören. Vorsprachen und Antragstellungen beim

Warten, auf was warten, das
 die Zeit vergeht, warten das
 was passiert oder auf Dich,
 nur auf Dich mit einer
 hingabe und sehnsucht
 Das warten macht mich
 wohnsinnig, wohnsinnig, das
 doch niemand kommt,
 es ist schon eins um
 zwei beginnt die
 Besuchszeit, es ist drei und
 immer noch keiner da



Hat Liebe mit warten zu tun, wenn ja, was beeinflusst was,
 die Liebe das warten oder das warten die Liebe



Ich kann nicht warten
 bis Du mir eine Absage erteilst,
 Ich will es gleich wissen ob Du nicht
 kommst, mich nicht lieben willst
 oder kannst, das ich mich auf
 was anderes einstellen kann.
 Frau/Kind kann im Krankenhaus
 nicht einfach davon laufen und
 sich eine Bessere Zielstation suchen
 Die Familie bleibt die gleiche und
 die Zielstation bleibt auch die gleiche



Sozialamt und beim Wohnungsamt erforderten also erstmal Überzeugungsarbeit und Ausdauer. Die Löhne in Behindertenwerkstätten sind so gering, dass man nicht davon leben kann und somit auf staatliche Unterstützung angewiesen ist. Außerdem musste ich erstmal eine geeignete Wohnung finden und passende Zivis. Parallel führte ich Verhandlungen mit Trägerstellen wie Arbeiter Samariter Bund und Caritas, die bereit waren, meine Assistenten für mich anzustellen. Mit dem Tag, an dem ich meine erste eigene Wohnung bezog, hatte ich es auch geschafft, aus der Werkstatt für Behinderte raus zu gehen. Über eine Eingliederungsmaßnahme beim BFZ-Berufsfindungszentrum Würzburg konnte ich unterschiedliche Praktika auf dem freien Arbeitsmarkt machen und bekam eine Stelle als Bürohilfskraft bei der Sozialstation freie Alten- und Krankenhilfe. Raus aus der Werkstatt und raus aus dem Wohnheim, das war ein glücklicher Neubeginn.

Mit meiner Freundin Sonja ging ich nun oft auf nächtliche Kneipentouren. Oft hingen wir nach meiner Arbeit oder am Wochenende am Marktplatz mit den Punks herum, gingen zu Konzerten oder in die WG der Punks. Auf dem Marktplatz lernte ich dann den Heinz kennen. Ich hab mich relativ schnell in ihn verliebt. Irgendwie erschien er mir interessant und einfach anders als alle anderen. Wir verstanden uns ausgezeichnet, hatten witzige und geniale Gespräche und er war ausgesprochen nett zu mir, aber mehr als Knutschen lief nicht. Er gab mir recht schnell zu verstehen, dass er eher auf schlankere Frauen steht, aber diesbezüglich

war ich ja nun schon gut abgehärtet. Trotzdem unternahmen wir weiterhin viel miteinander und es wurde erst mal eine wunderbare Freundschaft. Wir verloren uns nie ganz aus den Augen, selbst wenn er zwischendurch eine Beziehung hatte. Als ich Anfang dreißig war, wurden wir dann doch ein richtiges Paar. Zwei Jahre war auch diese Beziehung in jeder Hinsicht sehr schön. Dann kamen allerdings Ereignisse in mein Leben, die in mir die Frage nach meiner sexuellen Orientierung irgendwie durcheinander brachte.

Mit Sonja und einigen anderen Freunden mit Behinderung, hatte ich inzwischen einen Verein für selbstbestimmtes Leben Würzburg e.V., kurz WüsL, gegründet. Wir wollten einfach eine Lobby schaffen, um politisch und gesellschaftlich mal ordentlich aufzuwüsln. Jedenfalls war ich im Rahmen dieser Vereinsarbeit ab Mitte der neunziger Jahre auch öfter auf Reisen, besuchte unterschiedliche Fortbildungen und entdeckte für mich besonderes Interesse an dem Thema Frauen mit Behinderung und deren geschlechtsspezifischer politischer Arbeit und Beratung. Es vermittelte mir ein gutes Gefühl, wenn Frauen sich gemeinsam engagierten, um sich gegenseitig zu stärken und zu schützen. In dieser Zeit lernte ich nun auch ein paar lesbische Frauen kennen und fand diese sehr interessant. Gleichzeitig entstand bei Wüsl, eine Frauenfotogruppe, in der wir, Frauen mit und ohne Behinderung uns mit dem Thema Frau sein und Schönheitsideale auseinandersetzten. Wir nannten uns „die Perückten Strumpfbandnattern“ und es entstand mit der Zeit eine Fotoausstellung mit dem Titel „90-60-90 – Das Maß

MoBa und Heinz an
MoBas 44. Geburtstag
und ihrer ersten
eigenen Vernissage



aller Dinge?“ Inspiriert durch die Münchener Ausstellung „Emotions“. Jetzt erst wurde mir bewusst, dass ich doch tief in meinem Inneren mein Frausein bisher mehr abgelehnt als angenommen hatte. Mein Assistenzteam bestand mittlerweile auch nicht mehr aus Zivis, sondern aus Frauen. All diese Frauen warfen viele Fragen in mir auf und inspirierten mich auf der Suche nach meiner Weib-

lichkeit. Nun begann ich auch mit meinem Kleidungsstil zu experimentieren und trug auch mal Hemden und Krawatten und da ich es hin und wieder liebe extrem zu sein, auch Herrenunterwäsche. Ich probierte mich eben aus! Ich wusste, meine Hände kann man nicht kaschieren, meinen dicken Bauch nicht weg radieren, meine Beine, Füße auch nicht, aber man kann sich trotzdem irgendwie so positionieren, portionieren oder gestalten, dass zwar alles sichtbar ist, aber trotzdem irgendwie interessant und schön aussieht. Ich ging gern in die Frauendisco und verliebte mich auch in die eine oder andere Frau. Ein paar gute Freundinnen habe ich durch diesen Wandel auf jeden Fall gewonnen. Die Liebe fürs Leben nicht, aber jede Menge Bereicherung. Mit Heinz blieb ich nach einer Phase des Abstandes trotz meiner Veränderungen gut befreundet. Bei „WüsL“ und beim „Weibernetz“ wurde ich inzwischen in den Vorstand gewählt und alles lief eigentlich ganz gut.

Dann geschah allerdings etwas, das mein Leben wieder völlig auf den Kopf stellte. Eines meiner Meerschweinchen, Dr. Katja Koch, bekam Lungenentzündung und wurde so krank, dass man sie alle drei Stunden mit einer Spritze füttern musste. In dieser Zeit hatte ich einige Bewerbungsgespräche mit Assistentinnen, da mein Team unterbesetzt war. Außerdem begann gerade meine raue Schale aufzuweichen und mein Selbstwertgefühl geriet nun doch durch einige unglückliche bzw. unerfüllte Lieben ins Wanken. Die Gesamtsituation wurde unerträglich für mich. Ich wollte mein Meerschweinchen vor dem Tod retten, fühlte mich aber über-



MoBa mit Martina
Puschke und
Jutta Harbusch vom
Weibernetz e.V.

fordert damit, ständig neuen Assistentinnen alles zu erklären. Sie hatten ja keine Ahnung, was Meerschweinchen mir bedeuten! Drei Monate später war klar, dass es nicht mehr gesund wird und ich es nun doch einschläfern lassen muss. An diesem Tag wurde mir meine ganze Hilflosigkeit bewusst. Mir gegenüber, dem Meerschweinchen gegenüber und damit verbunden mei-

ne ganzen Kindheitserinnerungen und wie hilflos meine Eltern gewesen sein mussten, als sie mich damals nach meiner Geburt im Krankenhaus abgeben mussten und anfangs nur durch eine Glasscheibe anschauen durften ...

Das hat mich in so ein dermaßen tiefes Loch geworfen, dass ich mit einer Psychotherapie

anfang und später auch für fünf Wochen in eine Therapieklinik ging. Es war eine tiefe Lebenskrise und ich war gebeutelt von all den Fragen über Sinn und Sinnlosigkeit im Leben. Mir kam ein Lied in den Sinn, mit dem Text: „Mutter, Mutter, warum hast du mich geboren? Oder hat mich der Esel im Galopp verloren?“ Zum ersten Mal wurde mir mein Bedürfnis nach Nähe so deutlich wie nie zuvor. Im Grunde fing dieser Prozess schon eine ganze Zeit vorher an. Ich hatte über die letzten zwei Jahre von 107 auf 50 kg abgenommen – aus eigener Kraft und eigenem Ansporn. Irgendwie wollte ich wieder leichter sein. Vielleicht so leicht, dass ich mit meinem Gewicht niemandem zur Last falle und besser aussehe. Vielleicht, um lebenswerter zu sein. Am Ende vielleicht sogar, um fast nicht mehr da zu sein? Das war dann die Zeit, in der ich begann, mich selbst zu verletzen und mir schließlich Hilfe in der Therapieklinik suchte. Bis ich den Platz bekam, unterstützte mich mein Hausarzt sehr gut und einfühlsam. Und dann war

da auch wieder Heinz, mein guter Heinz, mit dem ich langsam wieder eine intensivere Beziehung einging. Die Zeit in der Klinik half mir einiges zu verarbeiten und ich entdeckte auch meinen Körper wieder neu. Zusätzlich zu den Therapiestunden nahm ich an der Tai Chi Gruppe und der Kunsttherapie teil und lernte nette, gute Menschen kennen. Als ich wieder zu Hause war, bewegte mich ein neues Projekt. Nachdem ich so viel abgenommen hatte, wollte und brauchte ich eine Brustverkleinerung. Ich fand glücklicherweise die Unterstützung und die richtigen Ärzte um diese OP 2008 durchführen zu lassen.

2009 erlebte ich mein großes Highlight: meine erste eigene Ausstellung mit den Bildern, die ich im Laufe vieler Jahre gemalt habe. Die Vernissage war an meinem 44. Geburtstag und fast alle, die mir lieb und wichtig sind, waren gekommen. Sogar mein Hausarzt kam und hielt auf meinen Wunsch die Eröffnungsrede. Auch der gute Professor, der ein Jahr vorher meine Brust-OP durchführte, meine Freundinnen und Kolleginnen von Wüsl, dem Weibernetz und der Frauenfotogruppe, viele andere Freundinnen und Freunde, Heinz, meine großen Geschwister Tine und Bächl, meine tolle Cousine Roswitha und – last but not least – meine Mutter. Alle waren da! Mutter schnappte sich Roswitha und fragte verwirrt: „Und welches Bild ist nun von der Moba?“ Als Roswitha ihr erklärte, dass alle von mir sind, sagte sie staunend und stolz: „DAS LUDER!“



Julia Bittermann



Abiturientin

„Nächstes Jahr will ich meinen Schulabschluss auf der FOS der Ernst-Barlach-Schule Machen. Danach habe ich vor, das allgemeine Abitur anzuhängen. Studieren werde ich wohl soziale Arbeit oder Psychologie. Dann wäre mein Ziel, ein eigenes Haus zu bauen, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Zwei bis drei Kinder hätte ich schon gerne.“

Julia-Blütezeit

Kindheit: Julia wurde am 18.07.1989 in Kasachstan geboren. In einer Großstadt namens Schymkent lebte die kleine Julia, mit Mama Nelli, Papa Wjatscheslav und ihren großen Brüdern Eduard und Waldemar in einer Hinterhofwohnung. Da Julias Vater Bergführer war, ging die ganze Familie jeden Sommer für drei Monate in die Berge. Dort war es einfach nur herrlich! Die großen Brüder zogen mit dem Vater los und sicherten die Höhlen, bevor die Touristen dort hinein durften. Julia verbrachte den Tag mit Mama, Oma und ihrer Cousine im Lager. Natur pur! Der Duft von Mamas gekochtem Essen, wild

wachsenden Blumen und Kräutern, Ziegen, Kaninchen und Bergluft wehte ihr um die Nase. Spaziergänge, baden im Bergsee, Ziegen melken, mit den Welpen ihres Spaniels Gela spielen und sich im Schoß der Familie rundum frei, zufrieden und geborgen fühlen! Das sind Julias erste Erinnerungen an ihre Kindheit in Kasachstan.

Als Julia vier Jahre alt war, wanderte die ganze Familie nach Deutschland aus. Julia erinnert sich: „Wir sind lange Zug gefahren und geflogen. Dann waren wir in einem Asylantenheim in Nürnberg. Dort war es nicht



schön, alles irgendwie so ungewohnt. Danach wohnten wir für ein paar Wochen bei einer Freundin von Oma, dann in unterschiedlichen Integrationswohnungen. Ungefähr ein Jahr später haben meine Eltern eine Wohnung in Obing gefunden. Da es uns in diesem Ort ganz gut gefallen hat, baute mein Vater hier ein eigenes Haus.“ In den Kindergarten ging Julia nun auch und dann natürlich in die Schule.

Schlimm war, wenn sie mal ihre Hausaufgaben für die Schule vergessen hatte: „Da bekam ich richtige Schweißausbrüche.“ Sie

war sensibel und harmoniebedürftig und fühlte sich unter fremden Leuten oft etwas unbehaglich.

Julia beschreibt sich heute im Rückblick als schüchternes und ruhiges Kind. „Wenn sich andere Kinder gestritten haben, bin ich eher in den Hintergrund getreten. Wenn Onkel mich abbusseln wollte, was man ja als Kind oft gar nicht mag, habe ich es halt brav erduldet. Meine erste Puppe, die ich in Deutschland bekam, habe ich heute noch. Von ihr konnte ich mich einfach nie trennen und ohne sie wäre ich damals nie eingeschlafen. Als ich nicht mehr in mein blaues Lieblingskleidchen passte, das Mama mir genäht hatte, musste ich sehr weinen!“ An manche Dinge hängt Julia einfach ihr ganzes Herz!

Trotz ihrer Schüchternheit hat sie immer schnell Freunde gefunden. Gespielt hat sie wie die meisten Mädchen mit Barbie-Puppen. „Manchmal haben wir aber auch eklige Getränke gebraut oder waren als Reporter, mit Mikrophon und Kassettenrecorder unterwegs und haben die Nachbarschaft interviewt.“ Manti war und ist bis heute Julias Leibgericht! „Das sind so asiatische Maultaschen mit Fleischfüllung und scharfer Sauce.“ Julias Brüder sind um einiges älter als sie: Eduard acht, Waldemar zwölf Jahre. Verstanden hat sie sich mit beiden meist sehr gut. Nur mit Eduard gab es, bis sie zehn war, Reibereien: „Und wenn es nur um die Fernbedienung ging.“ Tränen gab es bei Julia als ihre erste Katze gestorben ist, als ihre beste Freundin Natalie für sechs Wochen in Urlaub gefahren ist, und wenn es doch



mal zum Streit mit den großen Brüdern kam. Überglücklich war sie, als sie nach monatelangem Betteln ihren eigenen Hund Linchen bekam, als sie ihren ersten Neffen Christoph im Arm hielt und wenn sie Babysitten durfte. „Ich liebe Kinder über alles, da will ich gar kein Geld dafür.“

Jugend: Julia war gerne ein Mädchen und begann frühzeitig, ihre Reize auszuprobieren. Das erste Mal richtig Ärger gab es, als sie mit elf Jahren, gemeinsam mit einer Freundin, aus Neugier die Jungentoilette in der Schule besuchte: „Wir wollten eben

mal sehen, wie es da so ist. Das war einfach zu reizvoll damals! Was die körperliche Entwicklung anbelangt, war ich eher ein Nachzügler und genervt, wenn Mama mich bezüglich meiner Brüste, besser gesagt, meiner Bienenstiche neckte. Später war ich mit meinem Körper aber ganz zufrieden und fühlte mich mit meinem Aussehen sehr wohl. Nicht selten habe ich mit meinen Reizen gespielt und provoziert. Wenn ich Beachtung fand, hat es mir Spaß gemacht, mich erst recht zu präsentieren. Um zu bekommen was ich wollte, habe ich meinen unschuldigen Hundeblick eingesetzt.“



Julia meint heute: Mit vierzehn dachte ich, ich wäre die Coolste überhaupt! Ich habe auf jede erdenkliche Art und Weise meine Grenzen gegenüber meinen Eltern ausgetestet. Als ich wegen einer Sechsis in der Schule eine Woche Hausarrest bekam, bin ich einfach abgehauen. Damals hatte ich einen Freund und wirklich keine Lust, zuhause rumzuhocken. Also habe ich meine Sachen gepackt und mich entschieden, mir ein bisschen Spaß zu gönnen und bei meiner besten Freundin zu übernachten. Als wir gerade mit ein paar Freunden auf einer Dorfparty waren, klingelte mein Handy und meine Mutter war dran. Meine Freundin hat sich verplappert und so bekam meine Mutter natürlich mit, wo ich stecke. Sie ist wutentbrannt auf dem Fest aufgetaucht und hat mich mit heim genommen. Ich habe den

größten Anschiss meines Lebens kassiert, aber auch nie wieder Hausarrest bekommen. Wenn ich zurück denke, war ich in meiner pubertären Phase ein katastrophales Kind! Aber ich glaube, das dauerte nur ein paar Monate. Danach wurde ich schnell umgänglicher. Meine Eltern sind eigentlich echt super. Ich durfte im Grunde sehr viel und meine Brüder und ich konnten zu jeder Tages- und Nachtzeit zu Hause anrufen, damit Papa uns von irgendwo abholt. Ich durfte sogar in unsere Kellerwohnung einziehen, als Eduard auszog. So hatte ich mit vierzehn Jahren schon mein eigenes kleines Reich, was ich echt toll fand! Das Wohnzimmer habe ich im afrikanischen Stil eingerichtet und im Schlafzimmer hatte ich über meinem französischen Bett ein Graffiti mit dem Peace-Zeichen.

Mindestens dreimal in der Woche war ich im Jugendzentrum. Meine feste Clique bestand aus vier bis fünf engen Freunden: Wir haben dort Billard oder Kicker gespielt und es uns auf der Couch gemütlich gemacht. Im Sommer sind wir Schwimmen gegangen, haben Radtouren oder Picknick gemacht und am Abend sind wir natürlich ausgegangen. Mein Musikgeschmack? Keine Ahnung. Früher mochte ich so typische Mädchensachen wie Backstreet Boys und Britney Spears, aber später hab ich eher zu Punk Rock, Hip Hop, Soul und R&B tendiert.

Zum Thema Erste Liebe, sagt Julia schmunzelnd: Mit dreizehn hatte ich meinen ersten Freund. Mehr als Bussi auf die Backe und Händchen halten, haben wir aber beide nicht hin gekriegt. Richtig ernsthaft, war das natürlich nicht. Die erste wirkliche Liebe erlebte ich mit einem guten Freund. Im Alter von dreizehn bis sechzehn habe ich dem völlig hinterher gesponnen. Wir konnten nicht wirklich miteinander, aber auch nicht ohneinander. Lange haben wir es immer wieder versucht, aber letztendlich eingesehen, dass wir einfach nicht richtig zusammen passen.

Nach meiner Mittleren Reife ging ich für ein halbes Jahr auf die FOS in Wasserburg. Ich war dort im Wirtschaftszweig, aber das war irgendwie nicht so meins, also habe ich abgebrochen und erstmal in einer Firma, die Küchengeräte produzierte und in der auch meine Mutter arbeitete, gejobbt. Ich brauchte Geld für meinen Führerschein und diese Möglichkeit kam mir ganz gelegen. In dieser Firma arbeitete ein Landsmann von uns, der

eine Tochter in meinem Alter hatte. So lernte ich im März 2007 Geli kennen. Unsere Familien luden sich gegenseitig zum Essen ein und wir Mädels haben uns auf Anhieb super verstanden. Nach dem Essen verzo-gen wir uns in ein Cafe. Wir hatten viele Gemeinsamkeiten und redeten den ganzen Nachmittag. Es war der Beginn einer absolut besten Freundschaft und mit dieser Freundschaft kam auch sehr viel neuer Wind in Julias Leben!

Ein paar Wochen später, am zehnten April, habe ich mit meinem damaligen Freund Schluss gemacht. Am Freitag, dem dreizehnten April, holte mich Geli von der Arbeit ab und wir fuhren zum Zelten an einen See in der Nähe von Prien. Hier warteten bereits einige Freunde von Geli auf uns, mit denen sie mich endlich bekannt machen wollte. Alle waren mir sofort sympathisch und wir hatten ewig viel Spaß. Am darauf folgenden Morgen, sind wir gegen acht Uhr nach Hause gefahren, haben gefrühstückt, bisschen entspannt, geschlafen und gingen noch ins Solarium. Für den Abend waren wir wieder mit den Jungs verabredet, mit denen wir am Vorabend gefeiert hatten und die mir dadurch schon ein bisschen ans Herz gewachsen waren.

Also ab in die Disco! Es war einer der besten Abende überhaupt! Wir haben bisschen was getrunken und einfach ausgelassen gefeiert, geredet und getanzt. Die Stimmung war super! Irgendwann zwischen halb vier und vier haben wir die Disco verlassen und stiegen müde ins Auto ein. An der frischen Luft, überkam mich ein mulmiges Gefühl. Ach,

vielleicht hatte ich gerade zu viel Spaß gehabt? Ich war wohl einfach nur müde ...

Der Crash: 15. April 2007. Dunkelheit. 4.30 Uhr. Unser Fahrer fiel in einen Sekundenschlaf. Wir haben uns mit dem Auto überschlagen. Mich, Geli und einen Freund hat es raus geschleudert. Ich lag nur da und konnte mich von oben sehen. Der Junge, bei dem ich auf dem Schoß gesessen war, lief herum und hat nach uns allen geschaut. Er hielt eine Frau auf der Straße an und alarmierte die Polizei.

Kurz darauf Blaulichter, vier Rettungswagen, zwei Hubschrauber, Polizeiwagen und an die 25 Feuerwehrleute. Meine Halswirbel waren gebrochen und ich wurde ins Klinikum rechts der Isar gebracht und sofort operiert. Die ersten vier Tage habe ich gar nicht so recht mitbekommen, was wirklich geschehen war. Ich wusste zwar, dass wir einen Autounfall hatten, dachte aber, es ist ja alles nicht so schlimm und wird schon wieder. Bis oben mit Medikamenten voll gepumpt, war ich wohl ganz schön benebelt. Mich wunderte, dass ich plötzlich ohne Brille so gut sehen konnte. Es kam dadurch, dass ich seit vier Tagen meine Kontaktlinsen drin hatte. Mit einem Pfleger, den ich nebenbei erwähnt, sehr attraktiv fand, unterhielt ich mich vom Bett aus. Dachte ich. Aber ich hatte einen Beatmungsschlauch im Mund und somit überhaupt keine Stimme. Er schaute mich nur traurig an. Schmerzen hatte ich keine.

Dann wurde ich in die Unfallklinik nach Murnau verlegt. Sechs Wochen wurde ich weiter beatmet. Acht Wochen war ich auf Inten-

sivstation. Anfangs in Quarantäne, weil ich auch noch den MRSA-Virus aufgeschnappt hatte.

Dann ungefähr zwei Wochen später war der beschissenste Tag in meinem Leben. Meine Eltern waren zu Besuch und erzählten mir, wie es den anderen ging. Zum ersten Mal seit dem Unfall war ich in der Lage zu realisieren, was Sache ist. Ich war gelähmt, unser Fahrer ist durch den Unfall gestorben, Geli hatte einen Schädelbruch und war noch nicht über den Berg und einer meiner Freunde lag noch im Koma. Das war einfach zu viel für einen Tag! Nun kam echt Wut und Verzweiflung in mir hoch und ich dachte: Toll, jetzt bist du auch noch ein Krüppel. Ein Spast. Jahrelang hast du selbst Leute, die du blöd fandest, so beschimpft und jetzt bist du selbst einer! Damit musste ich mich erst mal auseinandersetzen. Die psychologische Betreuerin, gab mir den Rest! Nach vier Wochen konnte ich langsam stundenweise von der Beatmungsmaschine weg und ein bisschen reden. Oh Gott, ich hab meiner Mutter so viel gesagt. Aber nach so langem Schweigen musste das einfach sein! Die Psychologin hätte ich mir allerdings gerne erspart! Sie fragte mich, ob es mir nicht unangenehm sei, dass ich jetzt beim Gähnen die Hand nicht mehr vor den Mund nehmen kann. Dann redete sie auf mich ein, dass ich ja wohl wüsste, dass es meinen Eltern nun sehr schlecht geht, aber ob ich mir vielleicht auch mal Gedanken mache, wie es meinen Brüdern ginge. Das war einfach too much! Ich hatte zu diesem Zeitpunkt wirklich andere Probleme, als irgendwelche Manieren beim Gähnen einzuhalten

und Moralpredigten halfen jetzt auch keinem weiter! Diese Frau hatte meiner Meinung nach ihren Beruf komplett verfehlt und ich konnte nicht anders, als sie einfach nur raus schmeißen!

Danach bekam ich eine evangelische Pfarrerin. Die war okay. Zu ihr konnte ich langsam Vertrauen aufbauen. Von da an ging es eigentlich sehr schnell bergauf. Jetzt bekam ich auch Physiotherapie und Ergotherapie und kam mit zwei coolen Jungs auf Station. Einer war 19, einer 29. Mit denen konnte ich ganz gut reden. Hart war nur das Absetzen von den starken Schmerz- und Beruhigungsmitteln. Ich hatte bereits eine gewisse Abhängigkeit entwickelt und wollte dieses Zeug unbedingt weiter haben. Man verspürt so ein heftiges Verlangen. Nach einer Weile kam ich langsam aber sicher runter. Meine Eltern kamen jeden Tag zu Besuch. Das hat mich natürlich auch total aufgebaut. Die Atmosphäre in der Klinik fühlte sich mehr und mehr wie eine große WG an. Essen, Schreiben, Rollstuhlfahren, alles musste ich neu lernen. Aber irgendwie hat es mir sogar Spaß gemacht, weil ich die Erfolge gesehen habe.

Kurz vor meinem 18. Geburtstag, nach sieben Monaten Klinikaufenthalt, durfte ich zum ersten Mal für ein paar Tage nach Hause. Im Dorf kursierten bereits 500 Gerüchte, inklusive dramatischer Suizidversuche, die ich unternommen haben sollte. Aber, nee Leute, den Gefallen tu ich euch nicht, dachte ich, ging gleich mal in unser Lieblingscafé und bestellte mir einen Cocktail. Hier bin ich! Ich sitze jetzt zwar im Rollstuhl, aber ich

bin immer noch die alte! Ihr könnt mir nix! Meine alten Freunde sind geblieben und neue kamen hinzu. Bis auf Tom, meinen besten Freund seit ich dreizehn war. Dem tut es wohl noch zu weh. Schade, aber irgendwie verstehe ich es auch ein bisschen.

Wenn ich irgendwo bin und die Leute schauen, dann denke ich mir, na ja, ich würde vielleicht genauso schauen. Als ich das erste Mal wieder so richtig ausgegangen bin, zur Geburtstagsparty eines Freundes, stand ich voll im Mittelpunkt. Ich kam mir vor, als wäre ich das Geburtstagskind. Das war schon ein bisschen komisch. Mit der Zeit haben aber alle schnell gemerkt, dass ich immer noch lachen kann und im Grunde meines Herzens auch immer noch die gleiche bin. Zu Hause haben wir etwas umgebaut. Ein Aufzug bringt mich nun in meine kleine Kellerwohnung. Das Badezimmer wurde vergrößert und eine befahrbare Dusche eingebaut. Fenster und Türen kann ich jetzt elektrisch öffnen und schließen. Meine Mutter hat den Beifahrersitz ihres Autos umbauen lassen, damit ich besser darin sitzen kann. Die Wohnetage meiner Eltern liegt sowieso im Erdgeschoss und wenn ich mal nach oben möchte, um meinen großen Bruder zu besuchen, trägt er mich halt hoch.

Heute: Seit 2008 geht Julia auf die FOS der Ernst-Barlach Schule in München, um ihr Fachabitur zu machen. Aus diesem Grund ist sie auch nach München in eine Wohngruppe der Stiftung Pfennigparade eingezogen. Manchmal werde ich gefragt: „Fehl dir dein altes Leben nicht?“ Aber ich vermisste nicht wirklich was. Klar ist es nervig,



wenn die Krankenkasse den neuen Rolli nicht zahlen will und die Haftpflicht dann auch sagt, ich bekäme höchstens einen Leihrolli. Da denk ich mir schon, verdammt Leute, tut mir leid, aber ich werde wohl kaum die nächste Zeit aufstehen und laufen. Also muss der Rolli einfach richtig passen! Aber ich habe meine Freunde, bin gern zuhause und gerne in München. Ich wollte immer nach München und hier studieren und jetzt mache ich das! Eigentlich bin ich voll zufrieden damit, wie gerade alles läuft. Meine Eltern unterstützen mich nach ihren Möglichkeiten. Dennoch musste ich auch selbst verstärkt lernen, für meine Bedürfnisse zu kämpfen und mich durchzuboxen. Da bleibt einem ja gar nichts anderes übrig.

Mein Temperament ist ähnlich wie das meiner Mutter, aber auch von meinem Vater habe ich etwas mitgenommen. Ich bin spontan, ehrgeizig, kontaktfreudig und humorvoll, sehr offen und eigentlich immer zuversichtlich. Ich feiere gerne und bin der Meinung, dass es für jedes Problem eine Lösung gibt. Mathe ist mit Abstand mein Lieblingsfach! Stur kann ich aber auch sein, und wenn ich Hunger habe, werde ich auch mal zickig. Keine Ahnung warum, das war schon immer so. Ich steh drauf, wenn die Leute um mich herum knallhart ehrlich sind. Das brauch ich irgendwie. Sprüche wie: „es wird Zeit, dass du deinen Arsch aus der Klinik bewegst“ – ja, mit so einer direkten Art kann ich umgehen.

Die Leute in der Schule und aus der Wohngruppe gefallen mir. Mit Geli telefoniere ich mehrmals in der Woche. Wir verstehen

uns einfach! Egal, um was es geht. Wenn mich meine Eltern ab und zu am Wochenende nach Hause abholen, treffe ich mich natürlich auch mit ihr.

Julias aktuelle Hobbys: Stephen-King-Bücher lesen, ins Kino oder spazieren gehen, Konzerte besuchen oder mit den Leuten aus der WG etwas unternehmen: Kniffel spielen, ist zur Zeit der absolute Renner bei uns. Shoppen macht mir auch voll Spaß. Ich könnte jeden Tag in die Stadt gehen! Aber die Schule hat momentan oberste Priorität. In diesem Rahmen hat Julia bereits zwei Praktika absolviert. Das erste in einem integrativen Kindergarten. Dort hat sie beispielsweise mit den Kleinen gebastelt, geknetet, gesungen und bei Therapien mitgeholfen. Für ihr zweites Praktikum hat sie sich das

Netzwerk für Frauen und Mädchen mit Behinderung in Bayern auserwählt und ist so eine der Protagonistinnen dieses Buches geworden.

Ihre weiblichen Reize setzt Julia natürlich immer noch ein: Zugegeben, nach dem Unfall fand ich mich schon erstmal krass dünn und meinen Körper einfach ungewohnt. Aber wenn ich am Abend in einem Club angesprochen und auf einen Drink eingeladen werde, wenn mir mein Make-up gut gelungen ist, ich mir die Haare föhne oder Frauengespräche führe, in solchen Situationen fühle ich mich ohne Zweifel weiblich! Ich steh wieder zu meinem Körper, hab nichts zu verstecken und der Hundeblick funktioniert immer noch ganz gut!

Nächstes Jahr will ich meinen Schulabschluss schaffen. Danach habe ich vor, das allgemeine Abitur dran zuhängen. Am liebsten würde ich in München bleiben. Irgendwie bin ich schon eher ein Großstadtmädel geworden. Studieren werde ich wohl soziale Arbeit oder Psychologie. Dann wäre mein Ziel, ein eigenes Haus zu bauen, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Zwei bis drei Kinder hätte ich schon gerne. Einfach mit ansehen, wie die Kleinen heranwachsen und die ganze Bagage unter einem Dach, das wäre schon genial! Wenn das mit dem Psychologiestudium klappt, würde ich mir anschließend gerne eine eigene Praxis zu Hause einrichten.

Mein Traummann sollte schon einen gewissen Plan für sein Leben und ein paar konkrete Ziele haben. Vertrauen und Humor sind mir wichtig! Intelligenz wäre nicht schlecht. Mit planlosen Typen kann ich nichts anfangen. 1,75 m sollte er schon sein, aber sonst bin ich da nicht so festgelegt. Mein Schlafzimmer ist inzwischen übrigens mokkafarben mit chinesischen Schriftzeichen an der Wand. Nur falls es einen interessiert.





Renate Geifrig

Psychotherapeutin und Kabarettistin

Die Psyche des Menschen ist unerschöpflich. Deswegen muss es auch für jeden Menschen Wege geben. Das ist Renates Überzeugung, die sie auch als Psychotherapeutin in ihrer eigenen Praxis vertritt und anderen damit Mut macht. Mit ihrem Talent für Schauspielerei und ihrer Begeisterung für schwarzen Humor belebte sie zweiundzwanzig Jahre mit dem Crüppel Cabaret die Bretter der Welt.

Renate, Renate, die kann viele Spagate

Renate wurde am 22. September 1958 in Penzberg bei Garmisch geboren. Ihre zwei Brüder waren bereits elf und dreizehn, ihre Schwester dreieinhalb. Renate brachte in diese Welt ihre Neugier, eine Portion Vorwitzigkeit und jede Menge Eigensinn mit. Sie bückte sich schon mit knapp zwei Jahren gelegentlich aus und ging gern ihre eigenen Wege. Sie erzählt: Ich war ein strammes

Kind und konnte recht früh schon gut laufen. Täglich wartete ich wie auf Kohlen, dass mein Vater, der als Bergmann arbeitete, nach Hause kam. Er unternahm viel mit mir und ich testete gerne seine Geduld. Ich glaube abgesehen davon, dass ich bestimmt oft seine Nerven strapazierte, war er insgesamt auch manchmal stolz darauf, dass ich so einen starken eigenen Willen besaß.



Mit zwei Jahren bekam ich Kinderlähmung und verbrachte deshalb bis zu meinem zwölften Lebensjahr sehr viel Zeit im Schwabinger Krankenhaus. Anfangs konnte ich gar nichts mehr bewegen, aber so im Alter zwischen fünf und acht kam zum Glück wieder einiges an Bewegungsmöglichkeiten hinzu. Die Erfahrungen, die ich im Krankenhaus machte, waren hart. Immer lag ich im

hintersten Zimmer, wo mich niemand hörte. Klingel gabs keine. Die Toilette war draußen auf dem Flur, wenn man aber einmal im Zimmer war, durfte man nicht mehr raus. Strafmaßnahmen wegen Bettnässen gab es trotzdem. Es war schlimm, den Launen der Schwestern ausgeliefert zu sein!

Als ich neun war, hatten meine Eltern zum ersten Mal eine Reise mit mir geplant. Ich freute mich natürlich riesig darauf, aber zwei Wochen vorher kam wieder mal ein Brief von der Klinik, ich müsse zur Behandlung kommen. Tapfer schluckte ich meine Enttäuschung runter, begab mich in die Klinik und ließ meine Eltern alleine verreisen mit der Erwartung, dass sie mich nach den zwei Wochen wieder nach Hause holen. Als sie dann kamen, hieß es plötzlich, ich müsse nun doch dort bleiben und operiert werden. Das war zu viel für mich. In mir brach ein Schmerz auf, als würde die Welt untergehen! Meine Eltern glaubten den Ärzten alles und wollten hinsichtlich meiner Behinderung nichts falsch machen. Sie liebten mich also dort und ich bekam eine OP, durch die meine Füße gerade gestellt werden sollten. Danach versuchten die Ärzte, meine Beine irgendwie gerade zu biegen, indem sie meine Gelenke eingipsten. Das brachte nichts außer Schmerzen und viele Wochen Quälerei. Aus heutigem Wissen, muss ich sagen, die Ärzte haben damals einfach nur mit uns behinderten Kindern experimentiert. Fakt ist, ihre Rechnung ging nicht auf. (Oder doch?) Jahre später wurde ich jedenfalls immer wieder von stutzigen Ärzten gefragt: „Ja was hams denn da mit Ihre Füß gemacht?“



Ich mochte es überhaupt nicht, etwas an mir machen zu lassen, wollte nicht angezogen werden und verabscheute es, wenn meine Mutter mir immer diese krusseligen Strumpfhosen anzog. Ich wollte lieber alles selber machen! So legte ich z.B. meinen ganzen Willen rein, selbst vom Boden aufzustehen. Mit viereinhalb wurde ich zum ersten Mal aus dem Krankenhaus entlassen und mit fünf Jahren eingeschult. Die ersten Jahre ging ich in die Penzberger Volksschule. Meine Mutter brachte mich morgens hin, kam in der Pause, um mir zur Toilette zu helfen und holte mich mittags wieder ab. Als

ich wegen eines längeren Krankenhausaufenthaltes – dem, von dem heute keiner mehr weiß wofür er gut war – ein Jahr wiederholen musste, nahm sich der Schuldirektor doch glatt heraus, meinen Eltern zu raten, mich in einer Sonderschule unterzubringen, weil meine Eltern ja sehen würden, „dass ich total mit der Schule überfordert“ sei. Vater war entrüstet und sagte nur: „Das kommt überhaupt nicht in Frage!“ Und selbst meine Mutter, die Autoritäten eigentlich nie etwas entgegengesetzte, war fix und fertig. Sie wusste ja, dass ich nur überfordert war, weil ich so viel Lernstoff verpasst hatte.

Unsere Wohnung lag im Hochparterre. Wenn ich raus wollte, nahm meine Mutter oder mein Vater mich unter den Armen und hopte mit mir die Treppen runter. Alleine konnte ich die Wohnung nicht verlassen. Um mich draußen fort zu bewegen, hatte ich ein Kinderdreirad. Damit kam ich zwar nicht alleine vorwärts, aber Vater suchte im Wald eine Astgabel mit der er mich bequem von hinten anschieben konnte. Außerdem brachte er mir das Schwimmen bei und ich liebte es, im Wasser mit ihm zu toben! Ich war übermütig und erzählte gern Witze, über die ich selbst am meisten lachte. Meine Schwester, mit der ich mich als Kind manchmal nicht so gut verstand, habe ich mit Vergnügen geärgert mit Dingen, die sie eklig fand, und mit meinem elf Jahre älteren Bruder Achim maß ich meine Kräfte in kleinen Prügeleien. Immer wollte ich den letzten Schlag haben, wobei ich natürlich regelmäßig den Kürzeren zog! Achim war aber nicht nur zum Kräftemessen gut. Er war auch ein Spaßvogel und schaffte mir erstmals kabarettistischen Stoff heran. Die Sachen von Otto Walkes und Insterburg & Co konnte ich immer schnell auswendig und kringelte mich vor Lachen.

Oft musste ich mich alleine beschäftigen, aber ich hatte gute Ideen. Wenn es schneite, brachte mir meine Mutter eine Wanne mit Schnee ins Haus, und ich baute darin kleine Schneemänner und Iglus. Mein aller schönstes Weihnachtsgeschenk war damals ein Arztköfferchen mit einer Babypuppe darin. Mami spielen und überhaupt alles, was mit Versorgen und Verarzten zu tun hatte, gefiel mir. Ich schnitt meine Stofftiere

auf und nähte sie wieder zu, machte ihnen mit nassen Tempos Gipsverbände und gab ihnen Spritzen. Vermutlich zeigten sich hier schon erste Verarbeitungsprozesse meiner vielen Klinikaufenthalte. Eine weitere sehr schöne Kindheitserinnerung habe ich an die Spiele mit den Nachbarskindern. Meine Mutter setzte mich manchmal auf die Wiese vor unserem Haus und die Kinder brachten mir dann kleine Tierchen wie Schnecken, Käfer, Würmer und Raupen. Ich liebte Tiere und wollte das ganze Sammelsurium an Getier in Bechern, Gläsern und Dosen in meinem Zimmer aufbewahren – was meine Mutter aber entsetzt verhinderte. Hunde mochte ich besonders gern und streckte eines Tages meine Ärmchen durch das Gartentor einer Nachbarfamilie, um ihren als gefährlich geltenden Schäferhund zu streicheln. Beim ersten Mal blieb meiner Mutter der Mund vor Schreck offen stehen und alles fiel ihr aus den Händen. Aber dieser Hund spürte meine Zuneigung und kam nun jedes Mal winselnd zum Kraulen ans Tor, wenn er mich sah. Mein sehnlichster Wunsch war ein eigener Hund! Diesen erfüllte ich mir letztendlich erst als Erwachsene mit einem Weibchen namens Lanka.

Warst du gerne Mädchen?

Ich habe lange Zeit gar nicht geschnallt, dass es Unterschiede gibt. Hatte oft Trainingsanzüge an und zum Friseur ging mein Vater mit mir und gab die Anweisung Pony kurz und Ohren frei. Pflegeleicht eben! Die Leute aus dem Dorf hielten mich oft für einen Buben und fragten meinen Vater: „Und, was macht er?“ Doch so viel Mädchen-Identität hatte ich damals schon, um

ein Gefühl der Entrüstung in mir zu spüren, diese Leute doof zu finden und mir schließlich zu denken: ich bin ein Mädchen und will auch als solches wahrgenommen werden! Später als ich in die Pubertät kam, trug ich gerne Latzhosen und Indienkleider, ließ meine Haare ungefähr zehn Jahre nicht mehr schneiden, suchte mir meine Brillen endlich selber aus und fing an Gitarre zu spielen.

1969 zogen meine Eltern mit meiner Schwester und mir nach München um. Meine Brüder waren bereits verheiratet und blieben in Penzberg. Der eigentliche Grund für unseren Umzug war, dass mein Vater mir ebenso wie meinen Geschwistern einen Realschulabschluss ermöglichen wollte. Die Penzberger Realschule war überhaupt nicht Rollstuhlgeeignet. So setzte sich Vater enorm dafür ein, dass wir eine Wohnung der Stiftung Pfennigparade in München bekamen und ich dort zur Schule gehen konnte. Wir hatten Glück! Für mich bedeutete das erstmals Freiheit! Die Schule war unten im Haus, in dem wir wohnten. Alles war barrierefrei! Aufzüge, automatische Türen und jede Menge Raum, um meine jugendlichen Interessen auszuleben. Endlich konnte ich alleine die Wohnung verlassen!

Mein guter Vater bekam leider sechs Monate nach unserem Umzug einen Herzinfarkt und erkrankte kurz darauf an Krebs. Ich war dreizehn Jahre als er starb. Sicher war ich traurig, aber ich war ihm auch sehr dankbar, dass er mich vorher noch bis hierher gebracht hatte. An einen Ort, an dem ich mich frei bewegen und mein Leben selbständig leben konnte.

Die meiste Zeit verbrachte ich nun bei meinen neuen Freunden im angegliederten Internat der Schule und wurde außerdem Mitglied bei den Pfadfindern. Das war schön, weil es etwas Atmosphärisches in mein Leben brachte, das ich bis dahin nicht hatte. Zelten gehen, übernachten auf einer Burg mit Fackeln, Versprechen und Lagerfeuer, gewisse Rituale zelebrieren, ein bisschen Abenteuer und natürlich die ersten Schwärmereien zwischen Jungs und Mädchen, das fühlte sich einfach aufregend und schön an. Zu Hause hing ich gern am Fenster, hörte Radio und träumte vor mich hin, während ich die türkischen Männer eines Baurupps beobachtete, die gegenüber ein Haus bauten. Da war natürlich auch ein Süßer dabei, der es genoss, von mir angeschmachtet zu werden. Etwas später verliebte ich mich in einen Rover, so nannte man die älteren Pfadfinder, aber es blieb eine sehnstüchtige, unerfüllte Liebe. Anfangs war ich noch recht schüchtern, gehemmt und gelegentlich melancholisch, aber die Zeit bei den Pfadfindern half mir ein bisschen, aus meiner Verpuppung zu schlüpfen.

Mit fünfzehn, sechzehn wurde ich radikaler und es war Schluss mit dem Mädchen von Traurigkeit! Ich warf viel Ballast, der mir als behindertes Mädchen über die Jahre so aufoktroziert wurde über Bord, und das war wirklich befreiend! Meine Gehschienen, die mir von Therapeuten aufgedrückt wurden, obwohl ich mich damit total unsicher fühlte, warf ich in den Müllschlucker! Lieber nahm ich den Rollstuhl. Ich sagte meiner Mutter: „Ich weiß selbst, was für mich richtig ist“ – und sie glaubte mir! Manchmal bin ich

auch noch ein paar Schritte gegangen, aber eben auf meine Art. Ich brach meine Krankengymnastik ab, ging lieber Schwimmen, und Bewegung hatte ich auch ausreichend durch meine Freizeitaktivitäten! Aber eben so, wie es mir Spaß machte. Meine Hauptbeschäftigung neben der Schule war nun, mit Freundinnen zusammen zu sitzen und mich über Jungs und diverse Verführungsmöglichkeiten auszutauschen. Bernie, eine meiner damaligen besten Freundinnen und ich luden gerne die Jungs von der gegenüber liegenden Polizeischule ein. Die fanden es schön bei uns. Bisschen Party, bisschen Schmusen, was man eben in diesem Alter so braucht. Irgendwie fand ich es richtig gut, mich so langsam zur Frau zu entwickeln! Die *Bravo* und meine Freundinnen halfen hervorragend dabei. Mein Gott, wie oft dis-

kutierten wir über Petting. Ich war nie so recht davon überzeugt, zu den gut aussehenden Frauen zu zählen, aber ich wusste mich in Pose zu werfen und mit meiner Gitarre und meinem Gesang auf Partys oder am Strand eine gewisse Ausstrahlung aus mir hervorzuzaubern. Und es freute mich natürlich, wenn Freunde und Zivis dann sagten: „Wow, Nati, geil!“

Neben Petting und Partys, entwickelte ich aber auch frühzeitig ein leidenschaftliches Interesse an Kunst und Politik. Literarisch faszinierten mich Hermann Hesse, Dostojewski und alternative, links orientierte Geschichtsbücher. Außerdem begann ich, sämtliche Frauenliteratur zu verschlingen, beschäftigte mich mit Malerei und hörte Musik von Joan Baez, Cat Stevens, Reinhard



Mey, Constantin Wecker, Hannes Wader und der Sands Family aus Irland, die gegen die Unterdrückung des Volkes in Irland sangen. Themen und Texte mit gesellschaftskritischem oder sozialem Hintergrund und Inhalt berührten mich. Meine Vorbilder waren Menschen wie Frida Kahlo, Gandhi oder Rosa Luxemburg. Sie inspirierten mich und ich dachte: Wow! So ein künstlerischer Revolutionär möchte ich auch werden! In dieser Zeit meiner Jugend bildete sich das sogenannte Krüppel-Tribunal. Es waren die Anfänge einer radikalen und provokativen Auseinandersetzung mit Themen wie behindert sein, behindert werden, Diskriminierungen und Menschenrechte. Ich weiß noch, dass es heiße Diskussionen gab, ob nun Nichtbehinderte überhaupt in der Szene mitmischen dürfen. Ob sie sich nicht nur durch ihr Engagement für ach so soziale Zwecke profilieren wollen. Ob sie sich überhaupt in unsere Lebenssituationen und Gefühle hineinversetzen können. Nein! Das können natürlich wirklich die Allermeisten nicht. Dennoch blieben Zivis, FSJ, Freunde und Leute, die im sozialen Bereich arbeiteten, nicht unberührt und waren teilweise in unsere Themen involviert. Ich selbst fand mich immer irgendwo zwischen den extremen Meinungen von: „Wir müssen doch alle zusammenhalten“ bis „Nichtbehinderte kommen hier nicht rein“. Dennoch ist es auch heute noch mein Standpunkt, dass man als behinderter Mensch sehr achtsam sein muss, um nicht von Ideen und Vorstellungen sogenannter „Experten“ geschluckt zu werden. Sind wir doch mal ehrlich: Die meisten Menschen fühlen sich einfach gut und wichtig dabei, etwas für und/oder mit Behin-



derten zu machen. Wenn diese Behinderten dann aber nicht dankbar annehmen wollen, was man ihnen bietet, eine andere Meinung haben und behaupten, dass sie sich in ihren Belangen wohl am Besten auskennen, ist das schon ganz schön kränkend. Man hilft ja gern, aber irgendwo hört die „Freundschaft“ auf! Ein komplexes Thema, aber letztendlich denke ich, dass es wiederum auch gar nicht anders geht, als zusammen zu arbeiten.

Mit siebzehn fuhr ich zum ersten Mal mit meiner damaligen Freundin Uli, die zu dieser Zeit ihr FSJ in der Pfennigparade machte, vier Wochen auf Interrailtour nach Spanien und Portugal. Gepennt haben wir an Campingplätzen, am Strand und im Zugabteil auf dem Boden. Angst hatte ich nie. Ich genoss diese Vogelfreiheit in „vollen Zügen“

und diese Zeit war einfach der Wahnsinn für mich! Ich dachte, das ist die Welt! Beim Umsteigen waren wir ein eingespieltes Team. Uli holte den Rolli aus dem Zugabteil, ich warf die Rucksäcke raus, jumpete in den Rolli, wir flitzten zum nächsten Zug, warfen die Rucksäcke wieder rein, ich jumpete rein, Uli hat den Rolli wieder verladen, jumpete ebenfalls schnell rein und weiter gings. Immer, wirklich immer, hatte ich Freundinnen und Freunde, mit denen ich solche Spontantrips machen konnte. Zwei Jahre später wiederholte ich diese Tour mit einem Freund und später als ich meinen Führerschein und ein Auto hatte, fuhr ich mit meiner Hündin Lanka und meiner Freundin Susanne oft nach Italien und Frankreich. Diese Trips waren enorm wertvoll für meine Entwicklung. Was ich da so alles erlebt habe, was ich für Leute kennen lernte, die Erfahrung mich in Ländern durchzuschlagen obwohl ich die Sprache nicht beherrschte und mich in neuen unbekannten Situationen auszuprobieren, das war einfach Leben pur! Es war geil! Und es hat mich stark gemacht.

Zwei meiner besten Schulfreundinnen sind im Alter von fünfundzwanzig und neunzehn gestorben, was viel zu früh und traurig war! Eine Freundin aus dieser Zeit ist mir aber über all die Jahre geblieben! Inge! Inge wurde eine meiner engsten Revoluzzerfreundinnen im Zuge des Krüppel-Tribunals. Wir fuhren in andere Städte, um uns mit verbündeten Rebellen zu treffen und uns auszutauschen. Adolf Ratzka, ein Mann mit Behinderung, der heute in Schweden lebt und mit dem ich als Kind im Schwabinger Krankenhaus lag, reiste eines Tages nach

Amerika und brachte uns von dort den Film Aufstand der Krüppel mit. In den USA gab es bereits die Independent-Living-Bewegung und das regte uns an, in Deutschland ebenso auf die Barrikaden zu gehen, um für unsere Rechte zu kämpfen. Gusti Steiner blockierte im Mai 1974 mit seiner Selbsthilfegruppe in Frankfurt den Straßenbahnverkehr, um darauf hinzuweisen, dass die öffentlichen Verkehrsmittel für Rollifahrer nicht nutzbar sind und viele radikale und schwarzhumorige Aktionen folgten, um die Öffentlichkeit auf die Situationen behinderter MitbürgerInnen aufmerksam zu machen. Ich selbst zählte in dieser Szene zu den leidenschaftlichen Schwarzhumoristen!

Nachdem ich meinen Realschulabschluss bestanden hatte, hängte ich noch die Fachoberschule dran. Danach hatte ich erst Mal genug von Schule und stattdessen Lust im Kindergarten zu arbeiten. Aber da waren sie wieder! Irgendwelche „daher gelaufenen“ Schlauberger, die mir einreden wollten: „Das kannst du nicht! Die Kinder tanzen dir doch auf der Nase herum.“ Egal, an welchen Entscheidungspunkten ich in meinem Leben stand, immer gab es diese Schlauberger! Der Witz ist nur, ich habe alles gemacht, wovon sie mich abhalten wollten und es ist in 99 Prozent der Fälle sehr gut gelungen. Die Frage die man sich stellen könnte ist, warum diese Leute, ja sogar Freunde mich abhalten wollten? Gut, ich arbeitete nun also ein Jahr ohne Bezahlung, aber immerhin um auszuprobieren, ob ich dieser Aufgabe gewachsen wäre, im Kindergarten einer Elterninitiative. Die Eltern sagten: „Des probier mal!“ Es klappte wunderbar, es ist nie irgendetwas

passiert und die Kinder waren sehr auf mich bezogen. Eltern und Kinder von damals grüßen mich noch heute, wenn wir uns auf der Straße begegnen. Anschließend entschied ich mich für ein Sozialpädagogik-Studium an der katholischen Stiftungsfachhochschule in München Haidhausen. Mein Schwerpunkt lag im Bereich Rehabilitation und Resozialisierung, und so stellte ich im Rahmen dieses Studiums als Projektarbeit ein Angebot für behinderte Jugendliche und Erwachsene in Haidhausen mit einem Kommilitonen auf die Beine. So entstand die „Offene Behindertenarbeit Haidhausen“, die es heute noch gibt. Unser Angebot bestand anfänglich aus zwei Gruppentreffen pro Woche und Einzelfallhilfen. Die Treffen fanden in den Räumen der Caritas statt und das Projekt wurde dann auch der Caritas angegliedert. Später stockten wir das Angebot auf, erweiterten die Einzelfallhilfen und organisierten ein umfangreiches Gruppenangebot und Ausflüge. Im Rahmen meines Studienpraktikums, arbeitete ich acht bis neun Stunden täglich ehrenamtlich für dieses Projekt. Als ich schließlich mein Studium abgeschlossen hatte und Geld verdienen wollte, wurde ich beim Arbeitsamt nur hämisch angegrinst: „Glauben Sie nicht, dass wir genug arbeitslose Sozialpädagogen haben? Und da kommen Sie noch mit dem Rollstuhl daher?“

Ich bin raus geschlichen wie ein geprügelter Hund. Etwas später dachte ich: Boah, spinnt der? Jetzt habe ich jahrelang studiert und mich engagiert und jetzt sagt der mir, dass ich keine Chance hab, weil ich im Rollstuhl sitze? Einerseits dachte ich: Nö, das lass ich nicht auf mir sitzen. Andererseits

wusste ich aus eigener Erfahrung und von Kollegen, dass die meisten Stellen nicht rollstuhlgerecht sind und davon abgesehen die meisten Arbeitgeber einfach nicht scharf darauf sind, Behinderte einzustellen. Selbst in Vereinen und Institutionen, die sich im Behindertenbereich engagieren, finden die nicht behinderten Kollegen immer eine „rationale“ Erklärung dafür, warum Behinderte nicht eingestellt werden. Schnell war mir klar, dass ich mir das nicht antun möchte, bei der Stellensuche diese ständigen Diskriminierungserfahrungen hinzunehmen. Mein neuer Plan war, ein Psychologiestudium anzuhängen und mich anschließend als Psychotherapeutin selbstständig zu machen. Was für eine Freude, als Inge im Hörsaal saß! Inge hatte vorher ebenfalls, zu der Zeit als ich im Kindergarten arbeitete, Sozialpädagogik studiert und was die Stellenfindung betrifft, die gleichen Erfahrungen wie ich gemacht. Nun saßen wir also wieder vereint im Psychologiestudium. Die Finanzierung dieses Zweitstudiums lehnte das Sozialamt zunächst ab, doch als ich argumentierte: „Haha, ihr seids ja lustig, als Arbeitslose wollt Ihr mich finanzieren, aber auf dem Weg in eine Unabhängigkeit von Eurer Finanzierung nicht?“, konnte ich durch die zusätzliche Ansage, die ganze Studiendauer Arbeit suchend zu bleiben und gegebenenfalls eine Stelle sofort anzutreten, letztlich doch die Zustimmung zur Finanzierung bewirken. Zwei Jahre vor meinem Abschluss wurde ich zu einem Treffen des Landesfrauenausschuss eingeladen, um etwas über die Situation von Frauen mit Behinderung zu erzählen. Das Treffen fand in den Räumen des VdK statt und ich nutzte die Gelegenheit, um



Der Rollpertinger, verhaltenspsychologisch betrachtet

Vortrag von Professor Remigius Eitel von Plapperitz

Sie alle, verehrte Zuhörer, kennen die besondere Bedeutung der pieksologischen Planschologie des Seeigelstachels im Vergleich zum brutistischen Verhalten dreistichliger Stachlinge und auch die enormen Erkenntnisse, die wir durch die Untersuchung der Ringelhierarchie bei Regenwürmern gewinnen konnten.

Heute wollen wir uns jedoch einem nicht minder wichtigen Themenkreis zuwenden: der Erforschung des Rollpertingerverhaltens unter besonderer Berücksichtigung des bipneumatischen Balztanzes beim Rollpertingermännchen.

Die größten Erkenntnisse auf diesem Gebiet verdanken wir natürlich unserem großem Lehrer Lorad Konsens, dem Begründer der Aiglkofen-Post-Marklkofener Schule. Konsens' Wirken hat tiefe Furchen in die geistige Landschaft unserer Zeit gerollpert.

In seinem wichtigsten Werk: „So kam der Mensch auf den Rollpertinger“, auch bekannt unter dem Titel: „Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Rollpertigern“, sowie auch in der wissenschaftlichen Abhandlung über die „Ausdrucksbewegungen höherer Rollpertinger“, weist Konsens eindringlich auf die Wichtigkeit der Erforschung des freudio-spinösen Zentralspeichensystems beim Rollpertinger hin. Nur durch genaue Kenntnis des Zentralspeichensystems, so Konsens, wird es uns einmal möglich werden, die Geheimnisse des speicho-radio-logischen Erkundungsverhaltens beim Rollpertinger zu lüften. Bis dahin werden wir uns mit der einzigen wirklich gesicherten Erkenntnis, die wir von unseren Vorvätern übernommen haben, zufriedengeben müssen: „No gehpet, de rollpet.“

Aus dem Programm des Münchener Crüppel Cabarets „Die Rückkehr der Rollpertinger“, 1986



mal so ganz nebenbei zu fragen, ob es beim VdK so etwas wie eine Sozialberatung für Menschen mit Behinderung oder für Familien mit behinderten Kindern gebe. Die damalige Sozialreferentin und Vertreterin des VdK antwortete, dass eine derartige Beratung noch nicht bestehe, dies aber eine gute Anregung sei und sie gerne ein von mir erarbeitetes Konzept entgegennehmen würden. Neun Monate später bekam ich die Halbtagsstelle, die ich selbst angeregt und konzipiert hatte. Nebenbei konnte ich mein Psychologiestudium fertig machen. Danach arbeitete ich ganztags. Ich habe diese Stelle damals alleine aufgebaut, war dort beratend tätig, organisierte und begleitete Ferienprogramme für behinderte und nicht behinderte Kinder, organisierte und leitete Schulungen für Helfer, Seminare für Eltern und diverse Fortbildungen und wurde schließlich Fachreferentin für ganz Bayern, was mit viel Herumreisen verbunden war. Fünf von neun Jahren arbeitete ich dort in Vollzeit und darüber hinaus. Heute arbeiten in dieser Familienberatungsstelle fünf Sozialpädagogen – alle nicht behindert!

Übrigens begegneten mir auch während des Psychologiestudiums und der Arbeit beim VdK wieder diese Schlauberger, die mir sagten: „Aber wenn du da im Rollstuhl vor Eltern mit einem behinderten Kind sitzt, die projizieren doch ihre ganzen Probleme auf dich! Das kannst du doch nicht machen!“ Ich konnte! Keiner dieser Schlauberger kam auf die Idee, dass es vielleicht auch ein Vorteil sein könnte, wenn man selbst von Behinderung betroffen ist. Dass diese Tatsache meist einen enormen Vertrauensvor-

schuss bewirkt. Nach fünf Jahren Aufarbeiten beim VdK ging ich wieder in Teilzeit, um mit Inge und einer weiteren Kollegin eine Psychotherapeutische Gemeinschaftspraxis zu gründen. Wir hatten inzwischen – wieder gemeinsam – eine Weiterbildung zur Systemischen Familientherapeutin absolviert und fanden Praxisräume im Münchener Westend.



Klar, ich habe wie jeder im Leben meine Erfahrungen gemacht, habe Angstzustände und Depressionen kennen gelernt. Hab meine Watschen eingesteckt und mich dadurch in mancherlei Beziehung verändert. Aber das war auch wichtig! Im Laufe der Jahre ist hier und da etwas von meinem jugendlichen, rebellischen und übermütigen Selbstwertgefühl abgebröckelt. Ich bekam Stöße und Knuffe, aber ich lernte daraus, mir manche Situationen genauer anzuschauen, sie besser einzuschätzen, bevor ich voreilig zu viel von mir preis gab und dann die Enttäuschung zu groß wurde. Eines ist mir jedoch nach wie vor ganz wichtig im Leben, und das sage ich auch immer meinen Klientinnen. Lass dir nicht irgendwas einreden von wegen das geht nicht oder das kannst du nicht. Nichtbehinderte haben oft keinerlei Phantasie, wie Zusammenarbeit, Sex oder Reisen mit Menschen mit Behinderung aussehen könnte. Wenn doch, dann sind das meist sehr eingeschränkte Vorstellungen. Sie sind oft durch ihre eigenen Vorurteile und Ressentiments blockiert und merken es nicht einmal. Und wenn du davon dein Leben bestimmen lässt, dann gute Nacht! Also probiers aus!

Das große Highlight in meinem Leben bekommt hier am Ende der Geschichte seinen Ehrenplatz. Es begann im Zuge meiner rebellischen und doch auch zarten Jugend. Ich hatte bereits im Schultheater ein paar Neben- und Hauptrollen besetzt und als Charakterdarstellerin schon etwas Eindruck hinterlassen. Wir spielten damals unter anderem im Theater der Jugend, wo ich meinem heutigen Ehemann zum ersten Mal be-

gegnete. Er arbeitete dort als Dramaturg und schon mein allererster Eindruck war: Wow! Einige Zeit später bot sich mir die Gelegenheit, in einem Theaterkurs der VHS mitzuspielen. Der Kurs war ein Angebot für Menschen mit und ohne Behinderung. Als ich sah, wer den Kurs leitete, hatte ich plötzlich enorme Lust! Es war Werner Geifrig – mein Wowmann aus dem Theater der Jugend. Ich war damals neunzehn und es sollten noch etliche Jahre vergehen bis wir als Liebespaar zueinander fanden, aber dafür kam mit diesem Theaterkurs eine geniale Zeit in mein Leben. Aus dem Kurs etablierte sich eine feste Gruppe von sieben Leuten. Wir waren uns schnell einig, dass wir alle Spaß an schwarzem Humor hatten und wollten die Situation von behinderten Menschen in der Gesellschaft mit eben diesem schwarzen Humor zum Ausdruck bringen. Wir griffen einfach unsere eigenen Erfahrungen auf, improvisierten und spielten und Werner hörte sehr genau zu und schrieb entsprechende Texte für unsere Bühnenprogramme. Dann kam die Idee hinzu, Tänze und Gesang einzubauen und so entstand das Münchner Crüppel Cabaret! Unser erstes Bühnenprogramm hieß „Soziallästig“ und wir fuhren, begleitet von einem Kamerteam, in einem Omnibus auf Deutschland Tournee. Das war cool! Es war in den 1970er Jahren und diesen Film heute zu sehen, ist echt witzig. Wie wir drauf waren und wie wir aussahen ... echt freaky!

Wir entwickelten uns weiter und weiter und füllten schließlich auch große Theater, damals ohne Mikro. Hierfür bekamen wir natürlich Stimmbildungsunterricht und wurden



mit der Zeit auf Reisen wie auf der Bühne ein professionelles und gut eingespieltes Team. Vor Premieren hatten wir über vier Wochen fast jeden Abend Proben. Unser Programm dauerte in der Regel zwei Stunden und war schon eine aufwendige Sache mit Klamotten, Requisiten und Tänzen. Aber die Gruppe war einmalig! Wir verstanden uns alle auch privat sehr gut und es ent-

stand im Zuge dieser intensiven Zusammenarbeit auch die eine und andere Liaison in Sachen Liebe. Zweiundzwanzig Jahre lang spielte das Crüppel Cabaret auf den Brettern der Welt und tourte sogar bis nach Moskau. Ich weiß noch, wie ich die ganze Zeit wie ein rasender Reporter, mit der Fotokamera in der Hand, begeistert und beerauscht jeden Winkel von Moskau knipste.

1990, bei der Hochzeitsfeier eines Mitspielers, kamen Werner, den ich immer schon Nauke nenne, und ich uns endlich näher. Ich hatte nie verbissen darauf gewartet und wir hatten beide vorher unsere Beziehungen, aber an diesem Tag waren wir beide wieder Single und bereit für etwas Neues. Er meldete sich immer öfter auch außerhalb der Arbeit mit dem Crüppel Cabaret und so wur-

den wir ein Paar. Ich finde, eines der wichtigsten oder entscheidendsten Dinge im Leben ist, welche Begegnungen man macht. Und diese war von Anfang an und in jeder Hinsicht super für mich! Die Zeit mit dem Crüppel Cabaret war für meine Identitätsbildung und mein Selbstwertgefühl sehr wertvoll und hatte einen unglaublichen Zauber.

Nauke und ich haben 1996 geheiratet und neben der Arbeit mit dem Crüppel Cabaret auch privat eine sehr wertvolle und schöne Beziehung zueinander aufgebaut. Unsere gemeinsame Wohnung ist mit farbenprächtigen Fotos der Unterwasserwelt der Malediven geschmückt. Dort haben wir traumhafte Urlaube verbracht und das Schnorcheln entdeckt. Schnorcheln hat für mich etwas Meditatives. Außerdem liebe ich Tintenfische: um denen hinterher zu jagen, schalte ich immer meinen Turbo ein. Die Gruppe des Crüppel Cabarets trifft sich heute noch, spielt aber aktuell nicht. Videos früherer Programme kann man bei der Arbeitsgemeinschaft Behinderte in den Medien ausleihen. Ich habe meine psychotherapeutische Praxis mittlerweile unten in dem Haus, in dem ich mit Nauke wohne. Vor kurzem habe ich noch einen Schritt in eine neue Richtung unternommen und eine Ausbildung zur ganzheitlichen Hundetrainerin abgeschlossen und es ist schon lange ein Traum von mir, Assistenzhunde auszubilden. Wenn sich da was ergäbe, wäre das wunderbar!



Mein herzlicher Dank gilt Ute Strittmatter sowie den Sprecherinnen aus dem Netzwerk-büro, die mir diese schöne und spannende Aufgabe anvertrauten, Dr. Rolf Baumann, leitender Ministerialrat vom Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen, der ein offenes Herz für das Projekt und seine Finanzierung hatte, Herrn Reinhard Kirchner und der LAG SELBSTHILFE Bayern für den Verwaltungsaufwand, der Stiftung Pfennigparade München für die Nutzungsmöglichkeit der Aula während des Foto-shootings, Manfred und Nelly Baumann für die Fotos, den Spaß und das Make up, allen Protagonistinnen, für die schönen Interviewtage und ihre Offenheit, mir und allen Lesern und Leserinnen ihre Geschichten zu erzählen, Alexandra Beilharz für die gute Zusammenarbeit und Thomas Schatzl für sein Engagement. Außerdem danke ich noch allen Bekannten, Freunden und Freundinnen, die mich mit aufbauenden und guten Worten unterstützt haben.

Sonja Berthold





Bildquellen

Manfred Baumann: S. 8, 9, 24, 25, 33, 36, 37, 72, 73, 88, 89, 92, 102, 103, 118, 119, 124, 128, 129, 144, 145, 154, 155 und Umschlagfotos

Fotografie Glasow Erlangen: S. 46, 47

WDR/Ronny Lang: S. 58, 64

WDR/megahertz: S. 59, 64

Sabine Kuhn: S. 170

Dorothea Seror: S. 172/173

Ute Kaiser privat: S. 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 18, 19, 20, 21

Birgitt Hohenleitner privat: S. 26, 27, 28, 30, 34

Anke Maria Sander privat: S. 38, 39, 40, 43, 44

Dinah Radtke privat: S. 48, 49, 50, 53, 54, 55, 56

Marlene Beilharz privat: S. 61, 62, 66, 67, 68/69, 70

Sema Schäffer privat: S. 75, 76, 79, 83, 84, 85, 86

Rebecca Klein privat: S. 90, 93, 99, 100

Ina Stein privat: S. 104, 106, 108, 109, 112, 114, 115, 116

Nina Theresa Gietl privat: S. 120, 121, 122, 123, 124/125

Monika Bach privat: S. 130, 131, 133, 134, 135, 138, 139, 141, 142

Julia Bittermann privat: S. 146, 147, 148, 152

Renate Geifrig privat: S. 156, 157, 160, 161, 164, 165, 166, 168

Girls, Girls, Girls

Girls, Girls, Girls,
Milde, wilde, schöne Gebilde,
erobern immer mehr Gefilde.
Dance, Dance.
Dünne, dicke, schüchterne, chice,
ziehn auf sich intressierte Blicke.
Blicke

So elegante, schlanke, große,
mit einer Rose,
in ihrem Schoße.
Dance, dance, dance.

Braune, blasse, alle sind klasse,
am liebsten wär mir eine ganze Masse.
Girls, girls.
Kleine, feine, auch ohne Beine,
sind attraktiv von ganz alleine,
auch ohne Peine.

Intelligente, eloquente,
auch eminente,
gehen mal in Rente.
Dance, dance, dance.

Rote, blonde und die brünetten,
mit Lippenstift und Zigaretten.
Retten.
Treue, scheue, sensible Mäuschen,
kommen auch mal aus ihrem Häuschen.
Dance, dance.

So auch Perücken oder Krücken,
können entzücken,
in Liebesglücken.
Girls, girls, girls.

Rollende, schmollende,
witzig und spritzig.
Manchmal cool und manchmal hitzig.
Zick, zick.
Nette, kokette und auch adrette,
Wollsocken oder Perlenkette.
Eau de toilette.

Ob Sommersprossen oder Puder,
Extravaganz liegt in jedem Luder.
Girls, girls, girls.

Arme, reiche und die dazwischen,
haben was drauf um aufzutischen.
Tischen.
Gören stören, um zu empören.
So sind sie nicht zu überhören.
Hören.

Die Farbenpracht, die durch die Welt schallt,
gleicht einem Urwald, in ihrer Vielfalt.
Girls, girls, girls,
girls, girl, girls,
girls, girls, girls, girls, dance!

Sonja Berthold



Da ich selbst seit meiner Kindheit mein Leben im Rollstuhl „erfahre“, lerne ich auf natürliche Weise immer wieder andere Mädchen und Frauen mit Behinderung kennen. Oft, wenn wir uns bei Kaffee, Wein oder einem Seminar über unser Leben austauschten, dachte ich: „Wow, das sind eigentlich so interessante, spritzige, verrückte und berührende Geschichten, die wären es doch wert, aufgeschrieben zu werden.“

Sonja Berthold